Christian Friedrich Schwartz,

evangelischer Missionar in Trankebar, Tirutschinapalli und Tanjour

in

Ostindien.

Nach seinem Leben und Wirken

dargestellt

von

Reinhold Wormbaum,

Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

Düsseldorf, 1851.

Verlag der Schaub'schen Buchhandlung.

(W. H. Scheller.)

Erstes Kapitel.

Christian Friedrich Schwartz bis zu seiner Ankunft in Ostindien.

Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende. Matth. 28, 19. 20.

Der Erbherr der Heiden hat 1 Mose 26. der Mission ihren Gang vorgezeichnet. Es ist ein Isaaksgang. Er führt durch Esek, durch Sitna, aber er endet in Rehoboth. — Die Mission geht durch Zank und Haß, — aber der endliche Sieg ist ihr gewiß. Denn sie ist die Sache eines Königs, dem doch Alles zufallen muß. Er kann sie nicht fallen lassen. Er kann sie aber auch nicht immer auf dem Kreuzwege gehen lassen. Zu seiner Zeit bricht er durch.

Der Herrscher bleibt er stets,
Und wie er will, so geht's;
Wenn die Welt auch tobt,
Sein Nam' sei hochgelobt,
Er wird ihr Knie noch beugen.

Er bringt Sieg auf Sieg. Und die Seinen jubiliren, wie Isaaks Genossen: Nun hat der Herr uns Raum gemacht und uns wachsen lassen im Lande.

Auch die evangelische Mission in Ostindien ist diesen Weg gegangen. Wie sie durch Zank und Haß hat hindurch müssen, haben wir berichtet. Aber auch das Rehoboth hat ihr nicht gefehlt. Raum hat ihr der Herr gemacht. Das

kannst Du aus den frühern Heften herauslesen. Wie er sie hat wachsen lassen im Lande, darüber will dieses Heft Dir Bericht geben.

Der Stamm ist gesetzt. Die Pflege menschlicher Gärtner hat das Ihrige gethan. Das Herrlichste aber an ihm ist, daß der himmlische Gärtner ihn gedeihen ließ. Er fängt an, einen Ast nach dem andern zu treiben. Die Mission in Madras und die Mission in Cudelur sind so zwei Aeste an dem Missionsstamme. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat der Stamm einen neuen Ast getrieben. Er breitet sich nach Westen über das Innere des Landes hin. Die Geschichte desselben knüpfen wir an das Leben des Missionars Schwartz, eines Priesters Gottes für alle Völker, wie ihn einmal ein Hindu nannte.

Christian Friedrich Schwartz wurde am 26. October 1726 zu Sonnenburg in der Neumark geboren. Wie Hannah einst den Samuel, so hatte seine fromme Mutter den Sohn in früher Jugend dem Dienste des Herrn geweiht. Sie starb, ehe sie ihr Versprechen hatte erfüllen können. Aber an ihrem Sterbelager hatten ihr Gatte und ihr Seelsorger es ihr geloben müssen, den Knaben für den Herrn zu erziehen und ihren Willen zu ehren. — Die Mutter hatte wohl nichts Anderes im Sinne, als ihren Sohn Pastor werden zu lassen. Sie hat oft diesen Wunsch dem Herrn im Gebete an's Herz gelegt. Der Herr hat es erhört. Das Gebet der Mutter ist Tausenden verlornen Seelen zum Segen geworden. —

Die gelehrten Schulen der damaligen Zeit boten den Schülern wenig für ihr Herz. Der Herr und wahrhaftiges, lebendiges Christenthum waren von ihnen verbannt. Das Evangelium hatte man leichten Wurfes über Bord geworfen. Es wurden Sprachen über Sprachen gelehrt, aber die Eine ewig geltende Sprache (Joh. 8.) verstanden die Lehrer selbst

nicht. Und darum wurde sie auch von den Schülern nicht gelernt. Hie und da wirkte ein Lehrer, angeweht von dem göttlichen Lebensodem, für die christliche Erziehung seiner Zöglinge. Aber solche Männer waren äußerst selten. Unser Schwartz war so glücklich, einen dieser Seltenen zu finden. Wir meinen, es sei ein unschätzbarer Gewinn für sein ganzes späteres Leben gewesen, daß er auf der lateinischen Schule zu Sonnenburg, welche er seit dem Jahre 1734 besuchte, einen christlichen Religionsunterricht genoß, der den von der Mutter gelegten Samen pflegte und zum Wachsthum förderte. Der fromme Rector Helm führte seine Schüler auf das Eine Nothwendige. Er lehrte sie die Kraft des christlichen Lebens, das Gebet. Schwartzens Sinn stand nicht nach weltlichen Vergnügungen. Helm's Mahnungen fanden bei ihm eine gute Stätte. Während der Leichtsinn seiner Jugendgenossen sein Wesen trieb, zog sich Schwartz in stille Einsamkeit zurück und redete mit seinem Gott. Dem zehnjährigen Knaben war das Gebet ein solches Bedürfniß, daß er nach gethanen Fehltritten nicht eher ruhig wurde, als bis er Gott um Gnade angerufen hatte.

Nur wenige Jahre konnte Schwartz den Unterricht des frommen Rectors genießen. Helm vertauschte sein Lehramt mit dem Predigtamte. Sein Nachfolger an der Schule folgte ihm nicht in dem betretenen Wege. Das Christenthum war ihm Nebensache. Wie ein kalter Wind durch die Blüthen fährt, so fuhr sein Unglaube über das Gebetsleben der Schüler. Manche Blüthe ist abgefallen. Schwartz wurde lässiger im Gebet, gleichgültiger gegen das Evangelium. Seine Confirmation und der erste Genuß des heiligen Abendmahls blieb ohne bleibende Eindrücke auf sein Gemüth. Wie konnte es auch anders sein, da der auswendig gelernte Katechismus die einzige Aussteuer war, welche sein Seelsorger ihm ins Leben mitgegeben hatte.

Schwartz unterschied sich seit dieser Zeit nicht von den leichtsinnigen Schülern. In Küstrin, wohin ihn sein Vater geschickt hatte, konnte er den mannichfachen Versuchungen nicht widerstehen. Er gerieth in die Hände zügelloser Mitschüler und wurde in ihr Treiben hineingezogen. Dieser Aufenthalt in Küstrin ist die Schattenzeit in der Jugendgeschichte des künftigen Heidenboten. Doch streckte auch da der Herr seine rettenden Hände nach dem Verirrten aus.

Es fielen unserem Schwartz einmal die Schriften A. H. Francke's in die Hände. Das, was der theure Gottesmann in den „Segensvollen Fußstapfen des noch lebenden und allwaltenden Gottes" von den gnädigen Hilfen des Herrn beim Bau des Waisenhauses in Halle erzählt hatte, ergriff den Jüngling mit wunderbarer Gewalt. Halle wurde und blieb das Ziel seiner Sehnsucht. Wie erfreute ihn die Nachricht, daß sein Vater ihn gern dahin ziehen lasse. Im Jahre 1746 reiste er dahin ab. Er wollte vorerst auf der lateinischen Schule des Waisenhauses sich für die Universität vorbereiten.

Benjamin Schultze war vor Kurzem aus Ostindien nach Halle zurückgekehrt*). Schwartz lernte seinen Landsmann kennen. Der erkannte des Jünglings Talente und rieth ihm, sofort mit den theologischen Studien zu beginnen. Wie Schultze ihm gerathen, so that Schwartz. Auf dem Waisenhause hatte er Kost und Wohnung, auf der Universität fand er Anleitung zu seinen Studien. Später wurde Schwartz Lehrer an der lateinischen Schule des Waisenhauses. Als solcher hatte er mit den Zöglingen und Dienstboten der Anstalt die täglichen Abendandachten zu halten.

Diese Beschäftigungen hatten auf den Jüngling einen gesegneten Einfluß. Der alte vergessene Glaube seiner Jugend trat wieder hervor. Er sah ein, wie leichtsinnig

*) Vgl. B. I. H. 4.

er mit der herrlichen Gottesgabe, mit dem Evangelium, umgegangen sei. Er erkannte seine Sünde, mit der er es verachtet hatte. Er fing an, seinen Gott zu suchen. Ein rechtschaffener Sucher hat ihn allezeit gefunden. Auch Schwartz fand ihn wieder. Er war glücklich, als er ihn hatte. Hier auf dem Schauplatze der Wirksamkeit A. H. Francke's reifte in ihm der Entschluß, alle Kräfte Leibes und der Seele im Dienste des Herrn aufzuwenden. Dieser Entschluß war kein Strohfeuer, es war ihm Ernst damit. Mit seinem Gott hat er ihn gefaßt, mit seinem Gott hat er ihn ausgeführt.

Sein Freund Benj. Schultze bereitete in jener Zeit den Druck der tamulischen Bibel vor. Schwartz sollte ihm bei diesem Werke Hülfe leisten und die Correctur des Druckes übernehmen. Und dieser war dazu bereit. Ohne Säumen fing er das Studium der tamulischen Sprache an. Es wurde ihm oft schwer, aber er ließ nicht nach. Und als er nun drei Monate seine Zeit auf die Sprache Indiens verwendet hatte, da schien es, als ob alle Mühe nutzlos verschwendet sei. Der Druck der heiligen Schrift kam nicht zu Stande. Doch der Herr ging mit dem Jünglinge seine Wege. Bei dem Erlernen der tamulischen Sprache hatte Schwartz die Leute liebgewonnen, welche sie redeten. Es waren ihm oft Gedanken an eine künftige Wirksamkeit unter den Hindu gekommen. Und da das Missionskollegium in Kopenhagen gerade damals um neue Arbeiter bei dem jüngeren Francke in Halle bat, so ging durch diesen der Ruf zum Eintritt in den Missionsdienst an Schwartz. Francke hielt den Jüngling für besonders tüchtig. „Ich hege die Hoffnung," schrieb er nach Kopenhagen, „daß er nicht bloß wegen seiner Tüchtigkeit und guten Gaben, sondern auch wegen seiner übrigen guten Eigenschaften die Approbation des hochlöbl. Collegiums finden und später am Missionswerke in Segen arbeiten wird." —

Schwartz hätte nun wohl für seine Person den Ruf sogleich angenommen. Er wollte sich aber ohne die Einwilligung seines Vaters nicht entscheiden. Um mit den Seinigen die Sache besprechen zu können, reiste er selbst nach Sonnenburg. Seine Verwandten machten bedenkliche Mienen, als sie sein Vorhaben erfuhren. Die Einen meinten, er solle doch lieber daheim im Vaterlande sein Brod suchen, die Anderen meinten, der Vater werde doch nicht so thöricht sein, seinen ältesten Sohn in die Heidenwelt ziehen zu lassen. Schwartz selbst fürchtete, daß er unverrichteter Sache nach Halle zurückkehren müsse. Sein Vater bat sich Bedenkzeit aus. Nun, der Herr hatte längst entschieden. Er, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, lenkte des Vaters Herz. Eines Tages sitzt Schwartz in dem unteren Zimmer des elterlichen Hauses, während der Vater oben beschäftigt ist. Der Sohn wartet in banger Furcht auf den väterlichen Bescheid. Endlich kommt der Vater herunter, — und der Sohn empfängt von ihm väterliche Einwilligung und väterlichen Segen zu dem Amte, dazu er berufen. Schwartz war voller Freude. Er ordnete in Eile seine äußerlichen Verhältnisse in Sonnenburg und kehrte mit der frohen Botschaft nach Halle zurück. In des Herrn Namen entschied er sich, zu gehen, wohin ihn sein Gott senden werde. Darum konnte ihn auch Nichts in der Welt, selbst die glänzendsten Anerbietungen nicht, von seinem Entschlusse abbringen. Eben war er nach Halle zurückgekehrt, als ihm eine vortheilhafte Pfarrstelle in der Nähe angetragen wurde. Schwartz schlug sie aus, weil er bereits den Dienst in der Mission erwählt hatte.

Wie früher, so sollten nach der Bestimmung des Missionskollegiums in Kopenhagen wieder drei Boten in die Heidenwelt entsendet werden. Die beiden Andern fanden sich zu Schwartz. Es waren David Polzenhagen

aus Wollin in Pommern, und Georg Heinrich Hüttemann aus Minden in Westfalen.

Am 8. August 1749 zogen die drei Brüder von Halle nach Kopenhagen. Nach bestandener Prüfung wurden sie am 17. September daselbst zum Predigtamte ordinirt. Nach einem nochmaligen Besuche in Halle traten sie am 4. November ihre Reise nach England an. Am 8. December erreichten sie wohlbehalten London.

Den drei Heidenboten waren die vielen Beweise der Freundlichkeit und Liebe, die sie in London von den dortigen Christen erfuhren, eine große Erquickung. Sechs Wochen verweilten sie in der Weltstadt im Verkehr mit den Missionsfreunden. Die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß verschaffte ihnen bei der ostindischen Compagnie freie Ueberfahrt nach Trankebar. Der treffliche, fromme Hofprediger Ziegenhagen nahm sich der Jünglinge mit väterlicher Fürsorge an. Mit Rath und That stand er ihnen zur Seite. Im Verborgenen und öffentlich that er für die jungen Arbeiter Fürbitte. Am Neujahrstage 1750 redete er sie vor der Versammlung von der Kanzel an. Er sprach zu ihnen über des Herrn Wort Marc. 6, 36: Fürchte dich nicht, glaube nur. Nach dieser Anrede forderte er die Gemeinde zur Fürbitte für die Missionare auf. — Schwartz weiß in seinen Briefen nicht genug Ziegenhagens Liebe und Theilnahme zu preisen. Noch am 20. Januar, am Abend vor ihrer Abreise nach Deal, waren sie mit dem ehrwürdigen Hofprediger zusammen. Er redete zu ihnen noch manch' ermunterndes Wort. Zuletzt legte er ihnen dringend ans Herz das Wort des Psalmisten: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt. Ps. 121, 1.

Also erquickt und gestärkt durch den Verkehr mit den christlichen Freunden Londons zogen die drei am 21. Januar nach Deal, von wo aus sie ihre Seereise antreten sollten.

Im Hinblick auf die Beschwerlichkeiten und Mühen, denen sie nun entgegen gingen, waren die drei Brüder voll freudiger Zuversicht auf den Herrn, der sie bisher so freundlich geleitet hatte. „Mein Herz," so schreibt Schwartz, „ist voll freudigen Vertrauens, denn ich bin gewiß, daß der Gott, welcher uns bisher so väterlich geleitet hat, auch ferner unser Beschützer sein wird. Wenn wir uns nur fest an ihn anklammern, so wird er auch gewiß mit uns sein und gnädig die Gebete erhören, mit denen so viele seiner Kinder und Knechte uns begleiten. Wir ziehen nun im Namen des Herrn aus, der uns zu seinen Dienern und Boten unter den Heiden berufen hat und uns nach seinem Wohlgefallen an die Stelle führen wird, welche sein Rath für uns ausersehen hat." Und der Herr hat die Boten nicht verlassen. Auf der Reise hatten sie zwar manch' Unmach auszustehen; sie hatten unterwegs während eines ganzen Monats in einem Hafen Schutz vor den Stürmen suchen müssen; ein ander Mal war Schwartz in eine bedenkliche Krankheit gefallen; doch das Alles vergaßen sie über den vielen Beweisen der göttlichen Barmherzigkeit, die sie erfuhren. Die Zeit der Reise wurde von ihnen treulichst zu ihrer Vorbereitung benutzt. Jeden Morgen und Abend versammelten sie sich unter Gebet um das Wort Gottes. Die englische Sprache wurde fleißig getrieben, und dazu hatten sie reichliche Gelegenheit, denn ihr Schiff hatte mehrere Engländer an Bord. Auch die gedruckten Missionsnachrichten wurden von ihnen viel gelesen, um sich aus ihnen mit ihren künftigen Arbeiten bekannt zu machen. Am 17. Juli, also nach einer sechsmonatlichen Fahrt, sahen sie Cudelur vor sich liegen.

In dem Hause des dortigen Missionars Kiernander wurden sie brüderlich aufgenommen. Wie wohl that's ihnen,

vor dem Freunde ihr Herz einmal recht ausschütten zu können.

In wie viel Noth
Hat nicht der gnädige Gott
Ueber dir Flügel gebreitet.

Das konnten sie aus eigener Erfahrung bezeugen.

Am 21. Juli 1750 lief bei den Missionaren in Trankebar die Nachricht von der Ankunft der neuen Sendboten ein. Das war ein Tag der Freude. „O gelobet und gepriesen," rufen die Heidenboten in ihrem Tagebuche aus, „sei der Herr, unser Gott, hoch, hoch, hoch über diese abermalige, ganz besondere Probe seiner väterlichen Fürsorge über uns und unser Werk." — Da Schwartz mit seinen Freunden den Wunsch geäußert hatte, sobald als möglich nach Trankebar zu kommen, so beschlossen die dortigen Missionare, die drei Angekommenen durch einen aus ihrer Mitte von Cudelur abholen zu lassen. Dazu wurde Wiedebrock erwählt, welcher die jungen Brüder am 30. Juli in Trankebar einführte. Die älteren Missionare faßten durch solche Hülfe des Herrn neuen Muth zu der Arbeit. „Er, der unveränderliche, treue Gott," schrieben sie am 30. Juli 1750, „sei hochgelobt, daß er sie so herrlich geleitet und an Leib und Seele gestärkt zu uns gebracht, auch durch ihre baldige Ankunft unsern matten Geist so durchdringend erquickt hat. Er lasse nun ferner sein Gnadenantlitz über uns gemeinschaftlich und über einen Jeden insonderheit kräftig leuchten, daß wir immer gründlicher genesen und Vielen zu ihrer Genesung behülflich sein mögen."

Schwartz betrat sein Arbeitsfeld im Gefühle menschlicher Schwäche und Ohnmacht. Er wußte, daß in diesem Lande heidnischer Finsterniß der Herr allein etwas auszurichten vermöge. Darum sah er nicht sich an, sondern den,

der in Schwachen mächtig zu sein liebt. In seinem Reiseberichte erzählt er, daß am Tage seiner Ankunft vor Cudelur die Eingeborenen mit ihren kleinen Booten an das Schiff gekommen seien. Der Anblick der armen Heiden habe ihn tief bewegt. Es sei ihm und den Brüdern der Wunsch recht lebendig geworden, diesen Armen den Reichthum der göttlichen Gnade in Christo mit allen Kräften verkündigen zu können. Und da betet der Zeuge des Herrn: „Möge der Herr viel Weisheit, Gnade und Kraft verleihen, um dies auf die rechte Weise zu thun, denn wir selbst sind aus eigener Kraft viel zu untüchtig, um ihnen ein Geruch des Lebens zum Leben zu werden."

Friedensboten, seid nicht bange!
Folgt treulich eurem Liebesdrange!
Gott ist mit euch! Gott ist mit euch!
Glaubt demüthig, kühn und kindlich,
Der Glaube macht unüberwindlich,
Der Glaub' allein baut Christi Reich.
Sei alle Welt erbost;
Getrost im Herrn, getrost;
Christus schützt euch.
Ihr siegt, ihr siegt!
Drum sie bekriegt,
Bis sie dem Herrn zu Füßen liegt.

Alle Menschen auf der Erde
Sind Jesu Christi eigne Heerde,
Er gehet hin und führt sie her.
Ja, sie werden seine Stimme
Mit Freuden hören, ihrem Grimme
Gebieten immer friedlicher.
Der Löw' und Wolf wird Lamm,
Blickt auf zum Kreuzesstamm,
Lernet lieben.
Ihr Heiden, seid
Zum Bund bereit,
In Fried' und Lieb und Einigkeit.

Zweites Kapitel.

Christ. Friedr. Schwartz in Trankebar.

Der Herr läßt sein Heil verkündigen, vor den Völkern läßt er seine Gerechtigkeit offenbaren. Psalm 98, 1.

Von dem ersten Jahre seines Aufenthalts in Trankebar kann ich Dir von Schwartz und seinen Arbeiten nicht viel berichten. Er hatte vollauf zu thun, sich in das neue Arbeitsfeld hineinzuarbeiten. Das Erlernen der tamulischen Sprache nahm den größten Theil seiner Zeit in Anspruch. Die Schwierigkeiten dieser Sprache hatten ihn früher oft verzagt gemacht. Auf seiner Reise nach Trankebar dachte er manchmal: „Siehe, in Halle hast Du ein Vierteljahr malabarisch (tamulisch) gelernt, und es ist nicht viel daraus geworden. Was wird das für Zeit kosten, die Sprache zu erlernen, und zwar nur so viel, daß man sich verständlich machen kann?" Wie's die verzagten Menschen thun, so machte sich nun Schwartz darüber manche schwere Sorgenstunde. Aber wie wurde er beschämt! Es währte kein halbes Jahr, und Schwartz konnte sich mit Leichtigkeit im Tamulischen verständlich machen. „Wie hat doch Gott," so bekennt er voll Freude, „diesen Stein so gnädig abgewälzt, der mir so groß schien!" Am 22. November 1750 hielt er in der neuen Jerusalemskirche seine erste tamulische Predigt. Er redete über Matth. 11, 25 von der Gnade Gottes in Jesu Christo. Und davon hat er sein ganzes Leben hindurch unter Christen, Muhamedanern und Heiden gezeugt.

Du mußt Dir aber den Schwartz in dieser Zeit auf seinem Studirzimmer hinter den tamulischen Büchern nicht eingeschlossen denken. O nein, um ein rechtschaffener

Missionar zu werden, dazu gehört ja mehr, als die Kenntniß der Landessprache. Die Leute selbst mußten studirt werden. Die Art und Weise, wie sie am schicklichsten anzufassen und zu behandeln seien, mußte gelernt und geübt werden. Und das versäumte der Heidenbote nicht. Anleitung fand er bei den Besuchen und auf den kleineren Ausflügen in die Umgegend, welche er mit den älteren Brüdern unternahm. Es verging kein Tag, an welchem die Christen sowohl als die Heiden von ihm nicht aufgesucht worden wären.

Als Schwartz erst ein Mal gepredigt hatte, ging es mit dem Gebrauche der tamulischen Sprache immer besser. Im Anfange des Jahres 1751 begann er seine eigentliche Missionsthätigkeit zunächst in der tamulischen Schule. Da ertheilte er, wie er sagt, „den jüngsten Lämmern den Religionsunterricht, und auf diese Weise lernte ich mit ihnen lallen.“ Hatte er seine Arbeit in der Schule vollendet, so ging er unter Christen und Heiden aus, Seelen für seinen Herrn zu werben. Am 26. Mai 1751 begann er mit einem Häuflein Heiden vom Lande, die sich zur Taufe gemeldet hatten, einen Vorbereitungsunterricht. Am 2. Juli war der beendigt, — und Schwartz konnte die Meisten seiner Schüler in die christliche Gemeinde aufnehmen. Nach kurzer Zeit fing er einen zweiten Vorbereitungscursus an. „Der Herr hat mich auch an diesen Seelen,“ sagt er, „wie ich hoffe, nicht umsonst arbeiten lassen.“

Von dieser Zeit an sehen wir Schwartz immer thätiger in das Missionswerk eingreifen. Seine Wirksamkeit dehnt sich bald über Trankebar hinaus. Wo für das Reich Gottes zu wirken ist, da ist er an seiner Stelle. Ueberall der gleiche Eifer für das Evangelium, die gleiche Liebe zu denen, welchen er's bringen kann. Unterricht ertheilen,

predigen und in den Häusern von dem Gekreuzigten zeugen ist sein täglich Geschäft.

Begleiten wir den treuen Zeugen in seine Wirksamkeit außerhalb Trankebars. Es war ja von Anfang an das Bestreben der Missionare, ihre Wirksamkeit so weit als möglich auszudehnen. So lange Schwartz in Trankebar war, wurde er von den Brüdern meist in die umliegenden Gegenden entsendet.

Die erste größere Reise unternahm Schwartz im Anfange des Jahres 1754 nach Cudelur. Der mit ihm von Kopenhagen ausgesendete Missionar Hüttemann hatte dort sein Arbeitsfeld gefunden. Seit zwei Jahren war keiner der Missionare in Trankebar dahin gekommen, und sie beschlossen daher, Kohlhoff und Schwartz dort einen Besuch machen zu lassen. Am 18. Februar 1754 machten sich die Beiden auf den Weg. Unterwegs bot sich ihnen manche Gelegenheit dar, Zeugniß von dem Herrn vor Christen, Heiden und Muhamedanern abzulegen. Hüttemann war ihnen bis Portonovo entgegengereist, von wo die drei zusammen nach Cudelur gingen. Die Tage ihres Beisammenseins benutzten sie zunächst für sich zur eigenen Ermunterung und Erquickung. Es waren das rechte Gebetstage. Sie beriethen das Werk der Mission und theilten einander die gemachten Erfahrungen mit. Den Christen Cudelurs predigte Schwartz in tamulischer, Kohlhoff in portugiesischer Sprache. Auch die Schulkinder gingen nicht leer aus. Jeden Morgen hielten die fremden Lehrer mit ihnen eine Andacht. Stille sitzen und ruhen war der Missionare Sache nicht. Sie kannten so etwas von der Unruhe, von welcher das liebe Lied singt:

Es kann nicht Ruhe werden,
Bis Deine Liebe siegt,
Und dieser Kreis der Erden

Zu Deinen Füßen liegt;
Bis Du im neuen Leben
Die ausgesöhnte Welt
Dem, der sie Dir gegeben,
Vor's Angesicht gestellt.

Wenn die Arbeit in Cudelur gethan war, ging's an's Wandern in die Umgegend. Sie sahen da Manches, was sie in ihrer Arbeit nur eifriger machen konnte. O lieber Leser, wer sich doch einmal das Elend der Heidenwelt ansieht, sag' an, kann der denn anders, als auch mithelfen an seiner Heilung. Wie steht's da mit Dir? Ich habe Dich manchmal dahin geführt, hat sich denn in Dir das Samariterherz noch nicht geregt? — Die Brüder trafen einmal einen muhamedanischen Einsiedler. Der lebte da wie ein Fürst in irdischer Wollust, aber er war ein Elender. Er kannte nicht die rechte Seelenlust. Der Fürst des Landes hatte ihm seinen Wohnplatz geschenkt. Um denselben lagen seine Ländereien. Von dem Volke wurde er als ein großer Heiliger verehrt. Und worin bestand seine Heiligkeit? Er lebte mit drei Weibern, die ihm vierundzwanzig Kinder geboren hatten. Berauschende Getränke waren sein höchster Schatz. Er war ein Sinnendiener. Fleischeslust war sein Leben. Unseren Missionaren that das Herz wehe, als sie den armen Mann fanden. Sie sagten ihm, wie elend er durch seine Sünden sei. Und der Mann fühlte, daß sie Recht hatten. Er versprach, nächstens nach Cudelur zu kommen und mit den Missionaren über das Heil seiner Seele zu reden. Ob er gekommen ist, weiß ich nicht. So mancher Heide, so mancher Christ läßt's in diesem Stücke beim Versprechen. Aber die Missionare gelobten einander, in des Herrn Namen ihr Werk an den armen Seelen ohne Aufhören zu treiben.

Schwartz und Kohlhoff verließen am 6. März Cudelur, am 9. März waren sie wieder in Trankebar.

Die tamulischen Schulkinder bewillkommneten sie mit dem Liede:

Nun lob' mein Seel' den Herren!
Was in mir ist, den Namen sein.
Sein' Wohlthat thut er mehren;
Vergiß es nicht, o Herze mein!
Hat dir dein' Sünd' vergeben
Und heilt dein' Schwachheit groß,
Errett't dein armes Leben,
Nimmt dich in seinen Schooß,
Mit reichem Trost beschüttet,
Verjüngt dem Adler gleich.
Der Kön'g schafft Recht, behütet,
Die leid'n in seinem Reich.

Er hat uns wissen lassen
Sein heil'ges Recht und sein Gericht,
Dazu sein' Güt' ohn' Maaßen;
Es fehlt an sein'r Erbarmung nicht;
Sein'n Zorn läßt er bald fahren,
Straft nicht nach unsrer Schuld;
Die Gnad' thut er nicht sparen,
Den Blöden ist er hold,
Sein' Güt' ist hocherhaben
Ob den'n, die fürchten ihn;
So fern der Ost vom Abend,
Ist unsre Sünd' dahin.

Wie sich ein Vat'r erbarmet
Ueb'r seine junge Kinderlein,
So thut der Herr uns Armen,
Wenn wir ihn kindlich fürchten rein.
Er kennt das arm' Gemächte,
Gott weiß, wir sind nur Staub,
Gleich wie das Gras zu rechnen,
Ein' Blum' und fall'ndes Laub;
Der Wind nur drüber wehet,
So ist sie nimmer da.
Also der Mensch vergehet,
Sein Ende ist ihm nah.

Die Gottesgnad' alleine
Steht fest und bleibt in Ewigkeit
Bei seiner lieb'n Gemeine,
Die stets in seiner Furcht bereit,
Die seinen Bund behalten.
Er herrscht im Himmelreich.
Ihr starken Engel waltet
Sein's Lobs und dient zugleich
Dem großen Herrn zu Ehren
Und treibt sein heil'ges Wort!
Mein Seel' soll auch vermehren
Sein Lob an allem Ort.

Sei Lob und Preis mit Ehren
Gott Vater, Sohn und heil'gem Geist,
Der woll' in uns vermehren,
Was er aus Gnaden uns verheißt,
Daß wir ihm fest vertrauen,
Uns ganz verlass'n auf ihn,
Von Herzen auf ihn bauen,
Daß uns'r Herz, Muth und Sinn
Ihm kindlich mög' anhangen;
Drauf singen wir zur Stund': Amen!

Ich wünschte Dir, mein Lieber, daß Du beim Lesen des Liedes das empfunden haben möchtest, was Schwartz beim Hören desselben empfunden hat. Sagen und beschreiben läßt sich das aber nicht. Es ist das ein Geheimniß der Gläubigen. — Unter dem damals zwischen den Engländern und Franzosen ausgebrochenen Kriege hatte das Werk der Mission viel zu leiden. Als Cudelur 1758 von den Franzosen erobert ward, verließen die Missionare Hüttemann und Kiernander die Stadt. Ein großer Theil der Gemeinde folgte ihnen nach Trankebar. So war diese Station, die so lieblich emporblühte, zwei Jahre lang verwüstet.*)

*) Wir werden darüber das Nähere in B. II. H. 5. mittheilen. Eine sehr ausführliche Darstellung der Leiden in Cudelur gibt Hüttemann in den älteren Halleschen Missionsberichten.

In Trankebar erfuhr das Werk zwar keine Unterbrechung. In dem Innern des Landes war aber die Arbeit unmöglich gemacht. Darum mußten die Heidenboten sich auf die Stadt und die nächstliegende Küste beschränken. Zwei von Schwartz in dieser Zeit unternommene Reisen will ich Dir etwas ausführlicher beschreiben. In Trankebar geht während der Zeit Alles in gewöhnlichem Geleise fort.

Die erste dieser Reisen nach Nagapatnam an der Küste unternahm Schwartz im Jahre 1758. Kohlhoff begleitete ihn wieder. Diesen „je Zween" werden wir überhaupt noch öfter begegnen. Die Reise dauerte acht Tage. Unterwegs fanden die Beiden Gelegenheit genug, das Evangelium den Christen und Heiden anzupreisen. Daß sie dabei oft manche schmerzliche Erfahrung machten, wird Dich nicht wundern. Manche Heiden kehrten ihnen den Rücken, sobald sie zu ihnen von der Nichtigkeit des Götzendienstes zu reden begannen. Andere hörten ihrer Rede wohl zu, sie brachten auch wohl ihre Bedenken und Einwürfe vor, aber das gewöhnliche Ende war, daß sie mit dem Gekreuzigten doch nichts zu thun haben wollten. Eines Abends kamen sie an das Ruhehaus in Tüdtischeri. Eine Menge Reisender hatte sich da mit den Einwohnern des Ortes versammelt. Die beiden Glaubensboten setzten sich unter sie, und nach kurzer Zeit waren sie im Gespräche über die Gegenstände des Glaubens. Während der Eine sich mit den Heiden unterredete, hatte der Andere mit den Muhamedanern zu thun. Als den Letzteren das Werk der Erlösung in Jesu Christo erklärt wurde, antwortete Einer: Wir halten den Isanabi auch werth und verwerfen ihn gar nicht. Der Heidenbote antwortete: Ihr haltet ihn für einen göttlichen Propheten, doch so, daß Ihr das, was er gelehrt, nicht annehmt. Denn Ihr lehrt, daß Muhamed nach Mose, David und dem Herrn Jesu gekommen und den Rath

Gottes recht verkündigt, wodurch der vorigen Propheten Lehre aufgehoben sei. Worin besteht also die Ehre, die ihr ihm anthut? Aber prüfet doch einmal die Sache des Muhamed. — Nun wurde eine Vergleichung zwischen Christus und Muhamed angestellt, und ihnen gezeigt, wodurch der Herr Jesus weit über den Propheten von Mekka erhaben sei. Daher solle alle Welt ihm die Ehre geben. — Allein das schien den Zuhörern zu viel verlangt. Sie meinten, es sei dies eine harte Rede. — Wie erquickt dagegen fühlten sich unsere Boten durch das einfache, aber innige Bekenntniß einer Christin, in deren Haus sie auf ihrer Reise an demselben Tage geführt wurden. Als die von ihnen gefragt war, was sie denn heute von dem Herrn Jesus erbeten habe, erwiderte sie: Ich habe gebeten, daß er mir meine Sünden vergeben und den heiligen Geist schenken wolle. — Hast Du, lieber Leser, das auch heute schon von dem Herrn, Deinem Gott, erbeten? Ohne solch' täglich Gebet kannst Du kein rechter Christ sein.

In Nagapatnam wurden die Heidenboten mit offenen Armen empfangen. Der Eingang, den sie bei den angesehenen Christen der Stadt fanden, wurde von ihnen benutzt, diesen die Sache des Herrn an's Herz zu legen. Den Heiden sowie den Christen predigten Kohlhoff und Schwartz in tamulischer und portugiesischer Sprache. Auch 200 deutsche Christen hörten aus dem Munde der Boten das Evangelium.

Es war das eine reichlich gesegnete Reise. Auf dringende Einladung von Nagapatnam machte Schwartz nicht lange nach seiner Rückkehr eine zweite Reise dahin. Wir übergehen dieselbe.

Schwartz arbeitete nach derselben längere Zeit in Trankebar. Zwar dehnte er seine Wirksamkeit stets über Trankebar hinaus aus, doch waren das meist kurze Ausflüge.

Erst im April 1760 trat er eine größere Reise nach der Insel Ceilon an. Aber wie kommt Schwartz zu dieser? Er hat sie nicht nach eigener Willkür unternommen. Sie wurde veranlaßt durch die evangelischen Christen auf Ceilon. Die hatten an die Heidenboten in Trankebar geschrieben, Einer aus ihrer Mitte möge doch zu ihnen kommen und ihnen das Evangelium bringen. Je eher das geschehe, desto lieber sei es ihnen. Die Brüder in Trankebar konnten diese Bitte nicht abschlagen; Schwartz wurde von ihnen zu diesem Geschäft ausgesondert. Nach einer stürmischen und gefahrvollen Seereise erreichte er im April 1760 Jaffnapatnam. Der holländische Commandant erzeigte ihm große Freundlichkeit, ein Hauptmann nahm ihn in sein Haus auf. Gleich am folgenden Tage begann Schwartz seine Arbeiten. Es verging kein Tag, an welchem er nicht öffentlich und sonderlich das Wort von der Gnade Gottes in Christo Jesu verkündigt hätte. Gesunden und Kranken brach er das Brod des Lebens. In dem Hospitale redete er über Joh. 1, 29: Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.

Die Christen wünschten eine Feier des heiligen Abendmahls. Unser Sendbote wäre nun wohl gerne sogleich diesem Verlangen entgegengekommen, aber er bedurfte dazu der Erlaubniß des Gouverneurs der Insel, welcher in Columbo seinen Sitz hatte. Schwartz entschloß sich, diese Erlaubniß persönlich auszuwirken. Am 5. Mai machte er sich von Jaffnapatnam nach Columbo auf. Der Weg dahin wurde von ihm für die Verkündigung des Evangeliums benutzt. Wo er mit Heiden zusammentraf, redete er mit ihnen von der Nichtigkeit des Götzendienstes; wo er Christen fand, sprach er ihnen ein Wort der Ermahnung und des Trostes. Am 18. Mai traf er in Columbo ein. Der nächste Zweck der Reise war bald erreicht. Der Gou-

verneur war ein wohlwollender Mann und bewies sich gegen den Boten freundlich. Er hörte mit großer Theilnahme die Berichte über das Missionswerk in Trankebar. Für Schwartzens Thätigkeit auf der Insel ertheilte er ihm manchen guten Rathschlag.

Schwartz war in Columbo noch mit der Vorbereitung der Christen zum heiligen Abendmahl beschäftigt, als ihn eine Fieberkrankheit auf das Lager warf. Mehrere Wochen dauerte dieselbe an, so daß die Feier selbst erst am 18. Juli stattfinden konnte.

Von Columbo aus besuchte unser Missionar die evangelischen Christen in Galle. Auch sie hatten den Ruf an ihn ergehen lassen: komm herüber und hilf uns! Und der Bote ließ sich nicht zweimal rufen. Am 24. Juli langte er nach einer zweitägigen Seereise in Galle an. Die Christen waren voller Freuden, aus dem Munde des Predigers das Evangelium zu hören. 126 Communikanten sammelten sich um den Tisch des Herrn. — Von Galle wandte sich Schwartz wieder nach Columbo. Er blieb dort noch drei Wochen. An Arbeit und Mühen fehlte es nicht, aber auch der Freuden und Erquickungen im Herrn waren viele. Schwartz lernte auf der Insel liebe Christen kennen; die Gemeinschaft mit ihnen war ihm wohlthuend. Als er am 22. August nach einem dreimonatlichen Aufenthalte auf der Insel Columbo verließ, schrieb er in sein Tagebuch: „O wie viel Barmherzigkeit hat Gott auch an diesem Orte an mir Elendem gethan in gesunden und kranken Tagen! Sein Name sei für Alles, und insbesondere auch für seine auf mein Heil gerichteten Züchtigungen, gelobt! Alle meine Sünden, die ich auch hier begangen, wolle der erbarmende Gott um Christi, seines Sohnes, meines allertheuersten Mittlers, willen gnädiglich vergeben und derselben nie gedenken! — Der Abschied von meinem lieben Wirthe

und seiner Ehegenossin bewegte mein ganzes Herz, beinahe auf die Weise, als es geschahe, da ich vor eilf Jahren aus meines Vaters Hause ausging. Und das war auch kein Wunder! Denn diese werthen Leute haben mich drei Monate lang, und insonderheit in meiner Krankheit, als ihr leibliches Kind verpflegt und keine Kosten angesehen. Meine Seele wünscht ihnen alles Heil aus der Fülle Jesu Christi an. Es müsse ihnen und ihren Kindern wohl gehen ewiglich! In aller geist- und leiblichen Noth wolle der gnädige Gott ihr Helfer und Erretter sein und sie und mich dahin bringen, wo wir uns ewiglich über seine Wunderwege freuen und seinem Namen Hallelujah bringen können! Amen, er thue es aus Gnaden, Amen!*)

„Gegen Mittag ging ich mit meinem lieben bisherigen Wirthe und einigen andern Freunden auf ein mohrisches Fahrzeug. Diese Freunde besahen mein Quartier ein wenig und gingen sodann zurück; ich aber ging von der Columbischen Rhede im Namen Gottes ab. — Der Herr gedenke aller Einwohner Columbos im Besten und verleihe ihnen Gnade, sein Evangelium recht zu erkennen, Christum anzunehmen und in ihm die wahre Ruhe zu suchen, zu finden

*) Das Andenken an den Besuch unseres Schwartz erhielt sich noch lange auf der Insel. Missionar Gericke, der im Jahre 1767 auf seiner Reise nach Ostindien Ceilon besuchte, schrieb in seinem Reisetagebuche (Vgl. die 105. Continuation der dänischen Missions Berichte; auch den besonderen Abdruck dieser Reisebeschreibung (Halle 1773. S. 293.) über diese Reise Schwartzens: „Von meinem Aufenthalte auf der Insel Ceilon muß ich noch anmerken, daß ich selten daselbst mit Jemand gesprochen oder in einer Gesellschaft gewesen bin, wo nicht allemal von dem theuren Bruder Schwartz mit besonderer Hochachtung gesprochen wurde. Sein Name ist überaus groß und beliebt an der ganzen Westküste von Ceilon nicht allein unter Lutheranern, sondern auch Reformirten, auch nicht weniger unter malabarischen Christen."

und seliglich zu genießen. Und zu dem Ende schenke er treue Wächter, die Tag und Nacht seine Gnade ausposaunen und die Europäer sowohl als die Malabaren und Singalesen zur Annahme und Genuß derselben eifrig einladen!" — Auf der Rückreise war der Heidenbote nicht unthätig für das Reich des Herrn. Die Muhamedaner, welche das Schiff an Bord hatte, waren nicht unempfänglich und Schwartz hatte mit ihnen manche Unterredungen über ihren Glauben. Ich will Dir so ein Gespräch mittheilen. „Die Mohren," so erzählt Schwartz, „bezeigten sich sehr freundlich, fragten viel von dem Herrn Jesu, seiner Person, seinen Wundern, seinem Leiden und der darauf erfolgten Erhöhung. Sie sagten: Wir ehren auch den Herrn Jesum als einen von Gott gesandten Propheten. Ich erwiderte: Wenn das wahr ist, so müßt ihr auch seinem Worte glauben, welches er durch seine vielen und großen Wunderwerke als göttlich bestätigt hat. Nun hat er ja gesagt, daß er sein Leben für die verirrten und verlorenen Schafe hingebe als ihr Bürge und Mittler. Diesen vornehmsten Character aber raubet ihr dem Herrn Christo und thut euch damit den größten Schaden. Seid ihr denn nicht Sünder? Das könnt ihr ja unmöglich leugnen; also seid ihr auch strafwürdig, und Gott, der ein gerechter Gott ist, kann euch eure Sünden nicht vergeben, es sei denn, daß eine Büßung und daraus fließende Versöhnung zu Stande gebracht werde. Das hat aber Alles der Herr Jesus geleistet und nicht Muhamed oder ein anderer Mensch. Darum wendet euch in Erkenntniß eures Verderbens zu Christo, so werdet ihr selig werden, sonst aber nicht. Sie führten ihr Beten und andere Werke an, imgleichen das Anhangen an Muhamed, den großen Propheten nach ihrer Meinung, darum meinten sie, könne es es ihnen nicht fehlen. Sie sagten: Hat nicht Gott viele Propheten gesandt, da immer einer nach dem

andern gekommen, z. B. Moses, David? Ich gab zur Antwort: Das hat er gethan. Diese Alle aber haben im Grunde einerlei Lehre: denn sie weisen alle auf den Messias, der da kommen sollte. Also hat der nachfolgende Prophet, z. B. David, die Lehre Mosis von dem Messia nicht verworfen oder bestritten, sondern bestätigt und weiter erklärt. Endlich kam der Herr Jesus, von dem die übrigen Propheten alle gezeugt. Muhameds Lehre aber macht alle vorigen Propheten zu Lügnern, die ihr doch selbst für wahre Propheten haltet; woraus ihr ja erkennen könnt, daß er kein von Gott gesandter Prophet sei. Was bewegt euch doch aber, ihn für einen göttlichen Propheten zu halten? Sie antworteten: Erstlich, seine große Geduld, die er in seinem Leben bewiesen. Ich zeigte ihnen aber aus seinem Leben, daß es ihm daran sehr gefehlt. Zweitens, sagten sie, der große Fortschritt, den er gemacht in Ueberwindung vieler Reiche. Ich belehrte sie aber, daß sie den Schluß selbst für falsch hielten, dadurch, daß sie die Siege und Fortschritte der streitenden Parteien in Indien anders beurtheilten. Für ein Gericht Gottes über die aus der Art geschlagenen Christen sei der Fortschritt Muhameds zu halten, nicht aber für einen Beweis der Göttlichkeit seiner Lehre. Drittens, erzählten sie, daß Muhameds Kuh geredet habe, woraus ein großer Prinz, der den Muhamed zu bekriegen gekommen, von der Göttlichkeit Muhameds überzeugt worden und zum Beweis dieser Ueberzeugung den Krieg aufgehoben. Ich antwortete ihnen, daß dies eine Fabel sei, wovon sie selbst keine geschichtliche Gewißheit hätten. Sie sollten die Werke Christi betrachten, die er öffentlich vor Freunden und Feinden gethan und dadurch die Göttlichkeit seiner Lehre bewiesen, und dagegen Muhameds unreine und ungerechte Werke, sein der göttlichen Einsetzung entgegenstehendes Verhalten erwägen, so würden

sie bald erkennen, von wem Muhameds Lehre und Wesen komme. Sie sagten: Erkläret uns nun einmal, was nach eurer Lehre erfordert wird, wenn man selig werden will? Es wurde ihnen die Lehre von der Buße, vom Glauben an den Herrn Jesum und von der Gottseligkeit vorgehalten. Sie fragten weiter: Worin besteht denn die Seligkeit derjenigen, die in den Himmel kommen? Man antwortete, daß die Seligen im Himmel in Absicht ihres Verstandes Gott und seine Werke besser erkennen, und in Absicht ihres Willens frei von aller Sünde und vollkommen heilig sein würden: daher sie denn auch das vollkommenste und reinste Vergnügen und Freude in Gott und seiner allerheiligsten Gemeinschaft finden und ewiglich empfinden würden. Sie erwiderten, daß sie nach Muhameds Lehren einen besseren Himmel erwarteten. Ein bejahrter Mann, der am meisten redete, sagte, daß er schöne Weiber dort erwartete. Ich versetzte: Ihr könnet hieraus erkennen lernen, wie euer Herz und Sinn nur auf's Fleischliche geht." —

Derartige Gespräche wurden oft geführt. Die Muhamedaner zeigten sich bei denselben bescheiden und hörten gern die Beweise des Heidenboten für die Wahrheit des Evangeliums. Sie gewannen den Schwartz lieb; als er unterwegs von der Seekrankheit befallen war, fand er an ihnen theilnehmende Pfleger.

Am 24. August landete das Schiff an der Insel Mannar. Schwartz war genöthigt, mehrere Tage dort zu verweilen. Auf der Insel traf er eine große Anzahl Römischer. Sie hatten keinen Priester unter sich, sondern wurden jährlich einige Male von Katecheten besucht. Ihre christliche Erkenntniß war sehr mangelhaft.

Mit der Schaluppe des Commandanten von Jaffnapatnam traf Schwartz wieder bei seinen dortigen Freunden ein. Da er möglichst bald nach Trankebar zurückkehren

mußte, so begann er sogleich die Vorbereitung zur Feier des heiligen Abendmahles. Auch das Krankenhaus wurde von ihm mehrere Male besucht.

Am 16. September war Schwartz wieder bei den Brüdern in Trankebar. Er konnte mit Loben und Danken auf die Reise zurückblicken. „Der Name des Herrn," so beschließt er seinen Bericht über dieselbe, „sei in Demuth gelobt für alle Gnade, Schutz und Hülfe, die er mir auf dieser ganzen Reise wiederfahren lassen! Er vergebe mir Alles, was ich irgendwie dabei versehen oder womit ich ihn betrübt, und tilge es um des Blutes Jesu Christi willen. Er lege auch auf sein Wort, welches in großer Schwachheit verkündigt worden, aus Gnaden einen bleibenden Segen! Amen."

Reich des Herrn! :,:
Brich hervor in vollem Tag!
Deiner Strahlen Macht erhelle,
Was in Todesschatten lag!
Wolk und Zweifelsnebel fälle;
Sende Licht und Wärme nah und fern,
Reich des Herrn! :,:

Siege bald! :,:
Komm, das kalte Reich der Nacht
Aller Enden zu zerstören!
Sieh, es sammelt seine Macht;
Doch wer kann den Sieg Dir wehren?
Denn die Sonne der Gerechtigkeit
Führt den Streit! :,:

Gottes Held! :,:
Mit der Gnade Siegsgewalt
Schlage Feind an Feind darnieder!
Bring in Deine Herrschaft bald
Alles Abgefall'ne wieder!
Dann umarmen Freud' und Friede sich
Ewiglich. :,:

Ueberall :,:
Laß bis an der Welten Rand,
Laß durch jeden Kreis der Erden
Deinen Namen soll erkannt,
Deine Kraft verherrlicht werden;
Bis du als der Völker Friedefürst,
Herrschen wirst! :,:

Menschenhuld :,:
Klopft in Deiner milden Brust.
Unter Menschenkindern wohnen,
Das ist Deines Herzens Lust.
Nimm, o nimm die Nationen,
Nimm zum Wohnsitz alle Länder ein!
Sie sind Dein! :,:

Aber ihr, :,:
Die der König ausgesandt,
Geht voran in alle Zonen!
Bahnt die Weg' und macht bekannt
Unter allen Nationen,
Wie die Gnade, wo der Herr regiert,
Triumphirt! :,:

Welch' ein Herr! :,:
Ihm zu dienen, welch' ein Stand!
Wenn wir seines Dienstes pflegen,
Lohnt er unsrer schwachen Hand
Armes Werk mit reichem Segen.
Wallen wir, so wallt sein Friede mit
Schritt vor Schritt. :,:

Kommt herbei, :,:
Frohe Zeiten, säumet nicht!
Daß der Herr sich offenbare
Als der Völker Recht und Licht!
Kommt, daß alle Welt erfahre,
Wie die Menschenheerd' ihr großer Hirt
Weiden wird. :,:

Drittes Kapitel.

Eine Missionsreise nach Cudelur und Madras.

Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, daß er sei der Herr, wir aber eure Knechte um Jesu willen. Denn Gott, der da hieß das Licht aus der Finsterniß hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben, daß durch uns entstände die Erleuchtung von der Erkenntniß der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi. 2 Cor. 4, 5. 6.

Bis in den Anfang des Jahres 1761 blieb Schwartz auf seinem Arbeitsfelde in Trankebar. Als aber die Unruhen im Lande in etwa beigelegt waren, beschlossen die dortigen Brüder, einen aus ihrer Mitte zum Besuch der nördlichen Missionsstationen zu entsenden. Zudem hatte Hüttemann in Cudelur die Freunde angegangen, die gegenwärtige Zeit der Ruhe zu einer Reise zu benutzen. Kohlhoff und Schwartz wurden wiederum ausersehen, einen Besuch in Cudelur und Madras zu machen.

Ich gebe Dir im Folgenden den ausführlichen Reisebericht der Glaubensboten. Er kann Dich am Besten in die Freuden und Leiden der Missionswanderungen einführen.

Wir gingen in Begleitung unseres Bruders Dame nach sechs Uhr früh aus. Einige Fischer in Wöpanscheri waren unsere ersten Zuhörer. An einem Orte wurde einem Heiden die christliche Lehre von der Herrlichkeit Gottes und der daraus fließenden Schuldigkeit, ihn würdig zu ehren; desgleichen von dem gegenwärtigen großen Verderben der Menschen, von Christo und dem Glauben an ihn vorgehalten, mit herzlicher Bitte, sich von den stummen Götzen zu dem lebendigen Gott durch Christum zu wenden. Er war

freundlich und billigte es äußerlich. An einem andern Orte wurden eben diese Wahrheiten Mehreren angepriesen. Worauf Einer erwiderte: Ihr habt keinen Mangel, daher habt ihr kein Hinderniß, Gott zu dienen. Man wies ihn auf das große Meer als auf einen großen Schatz Gottes, woraus sie täglich reichlich herausnehmen könnten, was sie für sich und so unzählige Menschen bedürften. Vor Schinnankudi saß ein Blinder am Wege und bettelte. Man gab ihm außer der leiblichen Gabe auch eine geistliche, sprach ihm einige Seufzer vor und hieß ihm, sich nach Trankebar zu uns führen zu lassen. Gegen 10 Uhr kamen wir ins Ruhehaus in Kaweri. Während der Zeit, daß Dame mit Reisenden sich unterredete, gingen wir im Dorfe Wanagiri herum. An einem Orte fand man einige Einwohner nebst einem Brahminen. Sie fragten, von wannen wir kämen. Wir antworteten: Von Trankebar, um ihnen ein Wort des Heils zuzurufen. Sie sagten: Wir haben keine Zeit, der Subeiatar oder Oberamtmann läßt uns rufen. Wir bezeugten ihnen, daß Gott sie durch uns zum Himmel rufen lasse, worauf man ihnen die Hauptstücke der heilsamen Lehre vorhielt. Sie fragten: Was sollen wir denn nun eigentlich thun? Wir legten ihnen die Buße zu Gott und den Glauben an den Herrn Jesum vor. Sie sagten: Wir beten auch Gott an, er ist allgegenwärtig, folglich können wir ihn auch unter Steinen u. s. w. anbeten. Man zeigte ihnen, daß sich gar kein Gleichniß von Gott weder im Himmel noch auf Erden finde, und es also Verunehrung Gottes sei, wenn man ihn unter der Gestalt vergänglicher Dinge anbeten wollte. Außerdem wäre es auch gewiß, daß sie nicht Gott, sondern nur dergleichen Klötze u. s. w. anbeteten, so daß Gott bei ihnen gänzlich vergessen würde. An einem andern Orte führte man Einige auf den seligen Dienst Gottes. Ein alter Mann brachte unnütze Einwürfe

vor, z. B., daß wir Fleisch äßen. Man zeigte ihm den rechten Zweck der Geschöpfe Gottes. Hierauf erquickten wir uns gemeinschaftlich durch Betrachtung des göttlichen Worts und durch Gebet, und nahmen sodann von unserm theuren Bruder Abschied.

Am Seestrande redeten wir mit etlichen Fischern, wie auch mit einigen andern Reisenden. Um fünf Uhr kamen wir an den Fluß bei Tirumaleiwasel. Allhier saß ein Haufe mehrentheils Muhamedanischer Weiber. Wir zeigten ihnen, daß nur in und durch Jesum die Seligkeit zu erwarten sei, daher sie an ihn gläubig werden sollten. Im Fährboote redeten wir besonders mit einem Tamulen aus Pudenur. Man zeigte ihm die Nichtigkeit des Heidenthums nebst der Wichtigkeit der christlichen Religion und ermahnte ihn, sich von den Götzen zu Gott zu wenden. Die Uebrigen hörten mit zu. Als wir im Ruhehause ankamen, versammelte sich bald ein Häuflein Heiden, denen eine ausführliche Vorstellung vom Christenthume geschah. Sie hörten mit äußerlicher Billigung an.

Weil man hier keinen bequemen Platz fand, die Nacht zu bleiben, wurde uns ein besserer Ort angewiesen. Neben diesem Hause hielt sich ein Mohrischer Rittmeister mit Einigen seiner Leute auf. Er kam herbei und gab Gelegenheit zu einem Gespräche. Wir stellten ihnen vor, wie wir Alle hier Pilgrime seien und uns nach der rechten Heimath, die droben ist, bekümmern müßten; wie wir nicht dahin durch unser Werk und Thun, sondern durch Isanabi oder Jesum allein gelangen könnten. Da wir die Lehren von Jesu und dem Erlösungswerke vortrugen, hörten sie gar aufmerksam zu, und so oft wir den Namen Isanabi nannten, setzte der Rittmeister hinzu: Messias. Von dem jüngsten Gericht, der Auferstehung der Todten 2c. begehrte er, ehe wir so weit kamen, eine nähere Erklärung, welche ihm denn auch aus

Gottes Wort gegeben wurde. Er bat sich unsere Freundschaft aus und nahm höflich Abschied. Einige von seinen Leuten blieben noch zurück, denen noch manche Wahrheiten näher an's Herz gelegt wurden. Wir theilten ihnen einige Büchlein aus und schickten auch ihrem Principal eins.

Den 28. Januar früh, als wir mit unsern Leuten beteten, kamen einige Heiden und Muhamedaner herbei und hörten zu. Nach Endigung des Gebets wurde ihnen von den Hauptwahrheiten, als von der Schöpfung, dem Sündenfall und der Erlösung Unterricht gegeben. Sie bewiesen sich alle ganz stille, außer Einem, welcher den Einwurf von der Allgegenwart Gottes, und daß man Gott unter allerlei Bildern anbeten könne, hervorbrachte. Etliche von ihnen bekamen auf Begehren einige Bücher. Beim Ausgehen aus dem Orte fanden wir vor sehr vielen Häusern ein irdenes Gefäß, worin zarte Zweige von Margosbäumen gesetzt waren. Unten war theils Reis, theils Tirunüru (oder heilige Asche) hingelegt, und dabei ein Pulleiar von Leimen. Der Zweck von diesem sollte sein, eine grassirende Ruhr abzuhalten. Wir zeigten hin und wieder, daß solches abgöttische Wesen die Gerichte Gottes nicht abwenden, sondern vielmehr über sie bringen werde, und lehrten sie den Weg, worauf Hülfe, Leben und Heil ihnen zu Theil werden könne. Die Meisten hörten es so obenhin an. Einige Einwohner aus Pudutscheri gingen ein Stück Weges mit uns. Sie eröffneten uns ihre Meinung, wen sie für den Urheber ihres Unglücks hielten, wobei wir Gelegenheit nahmen, sie auf die Hauptquelle alles Elendes zu führen. Sie hörten denn auch eine kurze Belehrung vom Glauben und Leben der wahren Christen mit Aufmerksamkeit an. Vor Tiwukodtei ruhten wir ein wenig im Schatten. Neben uns lagerten sich auch andere Reisende, besonders Muhamedaner, denen ein Wort von der Sünde und dem Sündentilger, Jesu

Christo, gesagt wurde. Gegen Mittag kamen wir in Tiwukodtei an, welches wir sehr wüste und zerstört antrafen. Ein englischer Sergeant nahm uns freundlich auf, mit welchem wir auch fast nur allein redeten. Nachmittags ließ er uns mit einem guten Boot den Collaramfluß herabfahren. Weil aber hinter diesem Fluß Collaram noch der Fluß Pilscharu war, und wir Niemanden antrafen, der uns übersetzen konnte, mußten wir lange warten. Endlich kamen einige Fischer aus der See herbei und setzten uns hinüber, welchen wir ein Wort der Ermahnung sagten. Bei spätem Abend kamen wir in Külleiur an. Die Fischer aber flohen vor uns, indem sie besorgten, wir würden ihnen ebenso begegnen, wie einige Europäer bisher gethan. Wir ließen ihnen aber erst durch unsere Leute vorstellen, wer wir wären; und da sie herbeikamen, zeigten wir ihnen noch näher, was unser Amt und Geschäft sei, worauf sie ganz zuversichtlich wurden und uns in des Schultheiß' Hause einen bequemen Ort anwiesen. Auf dem Hofplatz setzten sie sich nebst Anderen, welche herzukamen, neben uns, und verwunderten sich über die Lehre, welche wir ihnen vortrugen. Nachher kamen noch Mehrere herbei. Es wurden ihnen die Lehren von Gott, von der Sünde, dem Erlöser und dem Wege zum Leben nochmals vorgetragen. Ein junger Mensch konnte etwas lesen, daher wir ihm ein Büchlein überreichten. Er las den versammelten Leuten die zehn Gebote vor. Die Hauptperson des Dorfes sagte: Aber wie kommt es, daß die Engländer und Franzosen so gegen einander sind, da sie doch eben diese Lehre hören? Wir gaben ihnen darauf Bescheid und zeigten ihnen, daß Viele nicht nach dem lebten, was sie doch für wahr hielten. Zum Exempel sagten wir: Ihr glaubt, daß ein einziger Gott sei, und doch laßt ihr euch hinreißen, daß ihr Steine u. s. w. anbetet. Endlich nahmen sie freundlich Abschied, und wir ruhten sanft in dieser Strohhütte.

Den 29. Januar früh gingen wir aus, nachdem wir unserer Hauswirthin und Andern noch ein Wort der Ermahnung gesagt. Auf dem Wege redeten wir nur mit einzelnen Personen. Einem Muhamedanischen Bettelmönche wurden einige Seufzer zu dem Herrn Jesu vorgesprochen. Vor dem Fluß bei Portonovo wurden die Zöllner auf die große Sündenrechnung, und wie dieselbe in Richtigkeit müßte gebracht werden, ehe der Tod herbeikomme, geführt. In Portonovo selbst hatte man mit einem Brahminen ein ausführliches Gespräch von der Abscheulichkeit des Heidenthums und von den seligen Lehren der christlichen Religion. Viele andere Heiden hörten mit zu. Der Brahmine machte einige Einwürfe und sagte endlich: Ihr stehet ja, welches so viel heißt: Nun ist's genug, geht nur. Weiterhin wurde ein römischer Christ ermahnt, sich nur an Christo zu halten, weil in keinem andern das Heil sei. Vor der dänischen Loge wurde einem Heiden und einem Römischen ebenfalls ein Wort des Heils zugerufen. Wir hatten heute einen kurzen Weg gehabt, und doch kamen wir später hier an, weil Einer von unsern Leuten sehr schwach wurde. Dies war die Ursache, warum wir heute hier verbleiben mußten. Nachmittags gingen wir in dem Orte herum und suchten Gelegenheit, mit den Heiden zu reden. An einem Orte, wo der Maniakaren herzukam, wurde der Rath Gottes von unserer Seligkeit verkündet, und insonderheit die Lehre, wie wir Vergebung der Sünden erlangen sollen und können. Die Meisten waren still. Der Zulauf wurde etwas größer. Der Maniakaren aber sagte: Sie kommen nur aus Neugierde, nicht aber, um nach dem Gehörten zu thun. An einem Orte wurde mit einigen Muhamedanern von dem großen Heile in Jesu geredet. Des Abends besuchte uns ein Armenier, welcher durch sein Gespräch Gelegenheit gab, von

dem großen Verderben unter den Christen und den Ursachen desselben zu reden.

Den 30. Januar. Weil unser kranker Gefährte ein ordentliches Fieber bekam, mußten wir ihn zurücklassen. Bei dem Ausgange aus dem Orte wurde den Zöllnern die Veränderlichkeit aller Dinge in der Welt vorgestellt, und sie erweckt, den ewigen und unveränderlichen Gott zu suchen. Auf dem Wege wurde an mehreren Orten mit Reisenden und vielen Fischern geredet und ihnen der Weg gezeigt, ihre Seelen zu retten. Um eilf Uhr kamen wir in dem Ruhehause bei Periankuppam an. Hier trafen wir eine große Menge Lastträger mit den Sachen der vorhin nach Trankebar zum Theil geflüchteten und nun wieder nach Norden gehenden Familien an. Mit denen, welche im Ruhehause waren, fing man ein Gespräch an und zeigte ihnen ihren jämmerlichen Zustand, worin sie sich jetzt als Heiden befänden. Sie sagten: Man soll nun das, was man so lange gehabt hat, verwerfen? Wir antworteten, sie möchten es prüfen, ob es was tauge; wie ein Goldschmid das Silber nicht blindlings annehme, sondern probire, ob es solches sei oder nicht. Einer erwiderte: Wenn das Gold auch nur sehr geringlöthig ist, so verwirft er es doch nicht. Es wurde ihm aber geantwortet, daß das Heidenthum kein Gold sei, sondern etwas Verwerfliches. Sie meinten, wir hätten in unserer Kirche ja auch Bilder, wobei man ihnen das Gegentheil zeigte. Man führte sie auf die unzähligen Wohlthaten, welche Gott ihnen im Leiblichen und Geistlichen erzeige, und bat sie, auf die Hand dessen zu sehen, der Alles so reichlich darreiche, damit sie nicht dahingingen, wie unvernünftiges Vieh. Als sie auf die letzten Dinge geführt wurden, wurden sie stille und widersprachen ferner nicht. Nachmittags wurden Einige, welche man auf dem Wege von Reisenden und Fischern antraf, auf ihren Schöpfer, Wohlthäter und

Erlöser geführt. Bei Södtikuppam nahe an dem Flusse sahen wir unsern geliebten Bruder Hüttemann, und priesen Gott, der uns hier wieder zusammengebracht, da wir vorher bei unserer Kleinmüthigkeit öfters befürchtet, daß uns zur Verkündigung des reinen Worts Gottes der Weg hierher möchte versperrt bleiben. Gegen sieben Uhr kamen wir zu Cudelur im Missionshause an und bewunderten die Güte Gottes, die er auch zur Zeit der Züchtigung an diesem Werke erwiesen. Denn wir trafen die Missionshäuser im bessern Zustande, als wir uns vorgestellt hatten. Der Name des Herrn sei dafür angebetet!

Den 31. Januar besuchten wir den holländischen Residenten, wie auch den englischen Offizier, der jetzt hier das Commando hat. Hernach besahen wir die Kirche und redeten bei Gelegenheit mit einigen römischen Personen, denen mit Wehmuth gezeigt wurde, wie sie ihr Heil nicht in Christo allein suchten, auch eine Widrigkeit gegen das reine Wort Gottes blicken ließen. Sie hörten alles stille an. Auch wurde mit Heiden ein Wort geredet. Nachmittags gingen wir vor das Thor in einen Garten und sahen hier und da nicht ohne Rührung die von den Franzosen angerichtete Verwüstung an. Einigen Christen wurde ein Wort der Warnung und Erweckung zugesprochen und Abends stärkten wir uns durch gemeinschaftliches Gebet.

Den 1. Februar predigte Kohlhoff in der Kirche Tamulisch über Luc. 18, 31 f. von der hohen Nothwendigkeit der rechten Erkenntniß des Leidens und Sterbens Jesu Christi. Nachmittags hielt Schwartz im Missionssaale einen portugiesischen Vortrag über Matth. 11, 23, aus welchem ein Wort der Ermahnung und des Trostes den gegenwärtigen Zuhörern mitgetheilt wurde.

Den 2. Februar früh brachte Hüttemann die Schulkinder zu uns, welche, wie er alle Monate zu thun pflegt,

vor uns geprüft wurden. Es war uns sehr angenehm zu sehen, wie Gott gleichsam auf's Neue sein Wort hier mit Jungen und Erwachsenen anfange, zum Zeugniß, daß er noch Lust habe, unter uns zu wohnen. Gott lasse diesen Pflanzgarten fruchtbar werden, daß viele Bäume der Gerechtigkeit zu seinem Preise darin aufwachsen mögen! Nachmittags gingen wir nebst Hüttemann ein wenig in der Stadt herum und nahmen Gelegenheit, an verschiedenen Orten den Samen des göttlichen Wortes auszustreuen. Einige Heiden hörten ziemlich unempfindlich zu. In der Mohrischen Gasse aber hörten einige Muhamedaner mit äußerlicher Aufmerksamkeit ein Wort von Christo an. Es wurde diesen sonderlich das tiefe Verderben der Menschen nebst dem daraus entstandenen Fluch und also die hohe Nothwendigkeit eines Mittlers und Sündenbüßers vorgestellt, imgleichen, wie Christus nicht nur ein Prophet, sondern allerdings auch dieser Mittler sei, der unsere Sünden und Strafen getragen, und wie sie folglich sich nur zu diesem Mittler hinwenden müßten, wenn sie Gnade, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit erlangen wollten. Um sie hierzu desto mehr zu reizen, wurde ihnen auch die Auferstehung der Todten sammt dem jüngsten Gericht vorgehalten. Einer sagte verschiedene Male auf das, was ihnen vorgetragen worden: Wir müssen Alle eins werden.

Den 3. Februar. Nachdem wir uns mit dem geliebten Bruder Hüttemann vor Gott gebeugt und Ihm uns und unsern Weg empfohlen, so gingen wir in Begleitung dieses unseres Bruders in einem Boote den Fluß bis Dewanapatnam hinauf. Wir besahen das von den Franzosen völlig ruinirte Fort St. David und betrachteten den Ernst Gottes und die Nichtigkeit aller von Menschen noch so prächtig aufgerichteten Werke, erweckten uns dabei zum Vertrauen auf den Namen des Herrn, der ein rechtes festes

Schloß ist. Nachdem wir bald darauf von unserm Bruder Abschied genommen, setzten wir unsere Reise im Namen des Herrn fort. Auf dem Wege sprachen wir mit verschiedenen Reisenden, die theils uns begegneten, theils ein Stück Weges mit uns gingen. Der Inhalt aller unserer Unterredungen mit ihnen ging auf die Erkenntniß und Verehrung des lebendigen Gottes und also auf die Verlassung der nichtigen Götzen. Gegen Mittag um eilf Uhr sahen wir in einer Entfernung das englische Lager stehen, daher wir nicht zu dem Ruhehause, wohin wir eigentlich wollten, kommen konnten, weswegen wir unter einem Baum bei Kirumampakkam blieben. Hier kamen verschiedene Heiden und römische Christen herzu. Wir führten ihnen zu Gemüthe, welche Verstörungen der Herr in diesem Lande anrichten lassen. Einer sagte: Ein Jeder sollte ruhig sein, so könnten wir armen Leute das Unsrige behalten. Man zeigte ihnen, daß sie mit ihrem heidnischen Greuel Gott zum Zorne gereizt hätten, und daß sie sich nun vor ihm beugen, von ihrem abgöttischen Wesen ablassen und seine Gnade suchen sollten, so würde er ihnen bald Ruhe, Heil und Segen widerfahren lassen. Eine Familie aus Cudelur ermahnte man, zu unserm Bruder daselbst zu gehen und sich in der christlichen Lehre unterweisen zu lassen. Als wir unter dem Baum im Schatten lagen, kam ein englischer Kapitain zu uns, und erzählte uns etwas von dem großen Erfolge, welchen Gott der englischen Armee binnen einem Jahre geschenkt habe. Wir sagten, es wäre zu wünschen, daß nun auch die Engländer die ihnen von Gott geschenkte gnädige Hülfe zur Ausbreitung des Evangeliums anwenden möchten. Er erwiderte: das ist der Wenigsten Zweck. Geld zusammenzuscharren das ist der Zweck, warum wir nach Indien kommen. Nachmittags gingen wir durch das Lager, weil kein anderer Weg war. Wir redeten mit vielen Reisenden und ermahnten sie, sich zu Gott, der

ihr Schöpfer und Wohlthäter sei, zu bekehren. Merkten wir bei ihnen einige Aufmerksamkeit, so belehrten wir sie auch nicht nur von dem großen Verderben, worin alle Geschlechter der Menschen lägen, sondern auch von der Wunderhülfe, welche der erbarmende Gott in Christo erwiesen. Bei dem Flusse vor Ariankuppam wurde einem Häuflein Muhamedanern Christus als unser Mittler, Bürge und Versöhner verkündigt und sie ermahnt, ihr Gebet in dem Namen dieses Mittlers vor Gott zu bringen. Sie nahmen auch ein Büchlein an. Vor Pondichery redeten wir Vieles mit einem Paar Römischer Eheleute, und führten sie auf das laufende Evangelium von Jesu, als in welchem allein für uns Sünder Heil zu finden sei. Der Mann klagte über die gegenwärtige große Noth. Wir ermahnten ihn, sich vor Gott zu demüthigen, seine Sünden zu erkennen und fleißig zu beten, so würde ihm die Noth heilsam werden. In Pondichery selbst konnten wir den Engländer nicht finden, zu welchem wir gewiesen waren, daher uns ein Franzose sehr freundlich aufnahm und bewirthete. Sein Herz war voll und sein Mund floß daher reichlich über von der großen Noth, die sie während der Belagerung betroffen. Er sagte: es fehlte weiter Nichts, als daß wir unsere Kinder geschlachtet und gegessen: denn eine Katze konnte man nicht für 2 Rthlr. bekommen. Wir führten ihn und Andere oft auf die Hand, die sie geschlagen, und baten sie, sich unter diese gewaltige Hand zu demüthigen.

Den 4. Februar wollten wir früh aus Pondichery gehen, wurden aber im Thor von der englischen Wache angehalten. Weil wir aber keinen Pasport ohne Versäumung vieler Zeit erlangen konnten, so waren sie zufrieden, und ließen uns nach einer Stunde gehen. Hinter Pondichery fanden wir große Zerstörungen. Die Lehmwände von den Häusern waren Zeugen, daß Menschen da gewohnt; sogar auch die

Ruhehäuser waren meistentheils zerstört. Wir redeten daher nur mit Reisenden. Zuerst wurde ein Heide aus Sellam erweckt, nicht fern zu bleiben, sondern zu Gott sich zu bekehren. Weiterhin wurde einigen Heiden die Nothwendigkeit, sich mit Gott aussöhnen zu lassen, nebst der großen Seligkeit, welche daraus entspringen würde, vorgestellt. Noch andern wurde an einem andern Orte der Weg, selig zu werden, angepriesen. Einer von denselben gab zuletzt zu verstehen, daß er ein römischer Christ sei. Da man ihm seine Verstellung liebreich verwies, sagte er: Ich habe es aus Furcht, daß ihr Engländer wäret, gethan. Wir sagten ihm, die Engländer verfolgen keinen um der Religion willen. Sowohl bei einem Teiche, als auch bei der fernern Fortreise wurden verschiedene Heiden von der Abscheulichkeit und Unseligkeit des Heidenthums belehrt und sie von dem gnädigen Willen Gottes und der Ordnung, in welcher sie errettet werden könnten, unterrichtet. Einer nahm ein Büchlein an. Es war ziemlich hoch gegen den Mittag, da wir ein Ruhehaus erreichten. Bei einer Boutique saßen verschiedene Heiden, ein Pandaram und ein Muhamedaner. Man redete den Pandaram an und bestrafte ihn wegen seiner Betrügereien. Er erwiderte, es geschehe alles um des Bauchs willen. Wir sagten: Ach ja, leider ist's so; aber bedenkt das Gericht, das euch treffen wird. Hierauf bezeugten wir ihm, daß alle ihre Götzen Nichts seien; daß der Gott, der Himmel und Erde erschaffen, auch ihr und unser Schöpfer sei; daß sie bisher dem majestätischen Gott zur Schande gelebt; daß sie in Jesu zu ihm nahen und um Vergebung bitten sollten. Der Muhamedaner sagte zu dem Heiden: Sie lehren die Wahrheit, von den vier Gesetzen ist es eins. Wir sagten: das wahre Gesetz ist nur eines, und dieses erleuchtet und bessert das ganze Herz. Es wurde nachher ihnen der Wille Gottes mehrmals eingeschärft. Als wir

hier weggingen, kamen noch andere Heiden herbei, welche ebenfalls zum Reiche Gottes eingeladen wurden. Auf dem Wege begegneten uns verschiedene Reisende, denen wir kürzlich die Gefahr und den Weg, daraus errettet zu werden, vorstellten.

In dem Ruhehause setzten wir uns etwas nieder und hielten den daselbst versammelten Heiden vor, wie sie zwar für ihren Leib, aber nicht für ihre Seele sorgten, wie Gott aber wollte, daß ihnen geholfen würde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kämen. Wobei ihnen denn gezeigt wurde, was Gott in Absicht der Schöpfung, und sonderlich in Absicht der großen Erlösung durch Christum, an ihnen gethan, und wie er ihnen diese herrlichen Wohlthaten nun auch verkündigen lasse. Sie hörten Alles freundlich und mit äußerer Billigung an. Nach noch andern Gesprächen, die wir auf dem Wege hielten, kamen wir gegen Abend in dem Ruhehause bei Atschikadu an. Bald darauf kehrten auch einige reisende Franzosen hier ein, welche durch Erzählung ihrer Noth sich das Herz ein wenig zu erleichtern suchten. Wir hörten dies Erstere an, führten sie aber auf die Ursache dieses großen und heiligen Gerichtes Gottes. Sie erkannten und bekannten, daß ihre Sünden die Hauptursache dieses Wehes sei und erzählten mit Bewegung, wie sündlich es unter ihnen hergegangen, auch sogar an solchen Orten, welche von ihnen für heilig gehalten werden.

Den 5. Februar nahmen wir von diesen Franzosen Abschied und redeten zuerst mit einigen englischen Sypais, warnten sie vor den gewöhnlichen Sünden der Soldaten und ermahnten sie, sich Gott redlich zu ergeben. Weiterhin begegneten uns an vielen Orten viele Lastträger, die Austern nach Pondichery trugen. Diesen wurde der einige Gott und Mittler zwischen Gott und uns bald kürzer, bald weitläuftiger verkündigt. Bei Mareikanam kam ein junger

Brahmine mit einem Gestelle, worauf der Götze Namen pflegt gesetzt zu werden. Dieser ging mit uns bis zum Kartielfluß vor Alamprawei und wurde sowohl von dem Greuel des Heidenthums, als auch von der Schöpfung, dem Sündenfall, Erlösung und Ordnung des Heils belehrt. Als wir an den Kartiel kamen, saß noch ein anderer Brahmine, welcher eben dergleichen Gestelle trug. Dieser wurde gleichfalls von den nöthigsten Hauptpunkten der christlichen Religion unterrichtet. Ihre Einwendungen, die sie vorbrachten, betrafen sonderlich die Sorge für den Unterhalt. Gegen Mittag passirten wir den Kartielfluß mit einem Boote, welches die Engländer halten. Wir kehrten im Fort bei dem englischen Fähnrich ein, welcher uns sehr liebreich bewirthete. In seinem Hause wurde drei Muhamedanern und einem Heiden das Heil, welches in Jesu ist, angepriesen. Dem Letzteren wurde ein Büchlein gegeben, welches er uns aber beim Weggehen wiederbrachte. Als wir Nachmittags ausgingen, hatten wir in Alamprawei selbst, ein jeder an einem besonderen Orte, ein Gespräch mit Heiden. An dem ersten Orte wurde die ganze Ordnung des Heils und insonderheit der Weg, wie wir durch Christum von allen Sünden befreit werden könnten, vorgetragen. Sie verwunderten sich darüber. An dem andern Orte wurden die Mittel, Gott zu erkennen, erklärt, nämlich die Betrachtung der Werke Gottes, Lesung und Anhörung des geoffenbarten Wortes Gottes nebst dem Gebet. Fernerhin wurde auf dem Wege den Kommenden und Gehenden der Weg zum Leben gezeigt. Noch vor Sonnenuntergang gingen wir mit einem Pferde über den Fluß Seijar-Kartiel, welcher diesmal sehr breit war. Sobald wir hinübergekommen, sandten wir das Pferd zurück, und weil die Sonne unterging, blieben wir in dem Ruhehause. Hier stellten wir einem Brahminen und einem Heiden vor, was

der Zweck unseres Lebens sei, nämlich nicht etwa Essen, Trinken u. s. w., sondern selig zu werden; imgleichen welches die Mittel hierzu seien.

Den 6. Februar früh fertigten wir zween Sypais, welche uns mitgegeben waren, um uns durch die Mohren, welche Sadras besetzt gehalten, durchzubringen, mit einem Briefe an unsere geliebten Brüder ab, indem wir hier hörten, daß die Holländer sich mit ihnen gesetzt und selbige abgezogen wären. Gleich darauf redeten wir mit einigen Personen in Kuppam, welche theils Heiden, theils römische Christen waren, von dem einigen wahren Gott, und wie derselbe müsse verehrt und angebetet werden. Weiterhin wurde noch andern Reisenden ein Wort der Errettung zugerufen. Hernach ging ein Brahmine mit uns durch ein langes Gehölz, welchem nebst noch andern Heiden, die bald herzukamen, weitläufig die Herrlichkeit Gottes und die ihm allein gebührende rechte Verehrung nebst der Lehre von dem tiefen Verderben der Menschen und der unschätzbaren Erlösung durch Christum, wie auch der Weg, zu allem Heil zu gelangen, vorgestellt wurde. Sie gingen immer neben und hinter uns und hörten es in der Stille an. In Kuwattur wurde etlichen Heiden Gott als die Quelle alles Heils vorgestellt. Einige römische Christen wurden fernerhin erweckt, allein zu Jesu um alles Heil zu flehen. Des Mittags blieben wir in Weielur-Tsawadi, wo wir unter einem schönen großen Luntenbaume mit einem Christen aus Paleiacatta und zwei römischen Christen von dem Herrn Jesu, seinem vollkommenen Versöhnungsopfer, imgleichen von der rechten Anbetung desselben, der Nachfolge der wahren Heiligen redeten. Sie hörten stille und nicht ohne Bewegung zu. Wir baten sie, zu unserm geliebten Bruder in Wöperi, welchen sie kannten, sich zu halten und weitern Unterricht von ihm zu begehren. Auch wurde einem Mu-

hamedaner und einem Heiden ein Wort zu ihrer Errettung zugeredet. Eine römische Frau sagte: Was wollt ihr denen sagen? Sie sind hart und nehmen es doch nicht an. Auch kamen drei Heiden aus Trankebar herbei, denen wir ihre Sorglosigkeit im Gebrauch der ihnen von Gott so nahe gelegten Gnadenmittel vorstellten und sie zur Besserung ermahnten. Da wir von hier ausgingen, fanden wir im Orte einige Einwohner, welche von dem Greuel des Heidenthums liebreichst abgemahnt und zur Annahme der seligmachenden Lehre Christi erweckt wurden. Außer dem Orte trafen wir eine große Menge bei der Ernte an, mit welchen an zwei Orten von der geistlichen Aussaat und Ernte geredet wurde. Es wurde ihnen nicht nur gezeigt, daß ihr heidnisches Wesen, da sie den Schöpfer verachtet und den Geschöpfen dienten, eine böse Aussaat sei, worauf ein üble Ernte folgen würde; sondern es wurde ihnen auch der Rath Gottes, wie sie eine bessere Aussaat thun und eine selige Ernte erwarten könnten, angepriesen. Einem, der die Aufsicht hatte, wurde ein Büchlein gegeben, und aus demselben etwas vorgelesen, welches er anfänglich freundlich annahm, bald darauf aber uns nachlief und zurückgab. Weiterhin wurde auch mit Römischen und im Zollhause vor Sadras ausführlich mit Heiden geredet. Mit Sonnenuntergang kamen wir in dem Holländischen Fort an und wurden von dem Oberhaupte freundlich aufgenommen. In den Abendstunden besuchten wir noch einige Bekannte.

Den 7. Februar früh gingen wir aus Sadras, nachdem wir vorher der Miliz einige deutsche Tractätlein hinterlassen und dem portugiesischen Lehrmeister ein Wort der Ermahnung gegeben. Den tamulischen Katecheten, welchen die Brüder in Wöperi hierher gesetzt, fanden wir nicht zu Hause, sagten aber seiner Familie ein Wort der Erweckung. Auf dem Wege wurde nicht nur einigen römischen Personen

die Wahrheit von dem rechten Glauben an Christum bezeugt, sondern auch Heiden, welche mit uns gingen, der Inhalt des christlichen Glaubens nach und nach im Gehen vorgehalten. Ein Brahmine ritt neben uns her, welchem noch besonders zugeredet wurde. Er schien über die Weisheit der christlichen Lehre, wie er sie nannte, ganz vergnügt zu sein, fragte aber dabei, wie es käme, daß, da wir eine so weise Lehre hätten, die Engländer und Franzosen so widrig gesinnt wären. Als wir bei dem Ruhehause von Kunattur ein wenig stillhielten, kam Einer von denen, welche auf dem Wege vorher den Vortrag angehört hatten, in der Stille herbei und fragte: Ist das Heidenthum schon vor langer Zeit gewesen oder erst entstanden? imgleichen, werden die Leute es nun lassen? Man versicherte ihm, daß in Europa auch vorher das Heidenthum gewesen, durch göttliche Erbarmung aber zerstört worden. Gleicher Weise hätten wir die Hoffnung, daß auch hier noch die Finsterniß weichen und das Licht den Heiden zur Verlassung des Heidenthums gereichen werde. — Hinter Punscheri wurde Schnittern eingeschärft, daß der Mensch dasjenige ernten werde, was er hier gesäet habe. Sie liefen aber bald Alle davon, und ein altes Weib blieb allein Zuhörerin. Vor und hinter Rajenur wurden einige Heiden ermahnt, bei Zeiten Gottes Erbarmung zu suchen, als welches nur in Noth und Tod trösten könne. Nach eilf Uhr kamen wir müde und matt in Alattur im Ruhehause an. Hier wurde etlichen Heiden die Herrlichkeit Gottes vorgestellt und gezeigt, daß er nicht seines Gleichen habe und also auch unter keinem Bilde angebetet werden solle; imgleichen, daß wir Sünder seien, durch Christum aber erlöst worden, und in ihm allein unser Heil und Leben suchen sollen. Sie nahmen ein Büchlein und lasen darinnen. Gleichen Inhalts waren die Gespräche, die wir in Triplur und in Tiruporur an zween Orten hielten;

desgleichen auf dem Wege bei Cobalam und in Puduur, bald kürzer, bald weitläuftiger. Einige Fischer sagten an einem Orte: Es müsse euch wohlgehen! Und da man ihnen das ewige Wohlsein wünschte, sagten sie: Ach, wir sind arme Leute? Abends spät erreichten wir ein Ruhehaus. Bei einer Boutique erweckten wir einige Heiden, Gottes Freunde zu werden. Da verschiedene Lastträger beim Ruhehause wie das Vieh über ihren Reis fielen, bestrafte man sie, daß sie ihren Wohlthäter nicht anbeteten.

Den 8. Februar gingen wir frühe aus. Unter denen, welche uns begegneten, waren verschiedene römische Christen, die von Mailapur kamen. Wir führten sie auf ihre Sünden und auf das Leiden Jesu Christi, und baten sie, nur in ihm Gnade bei Gott zu suchen. Im Walde vor einer Pulleiarspagode, ohnweit davon unter einem Baum, wie auch in Sembanscheri wurden verschiedene Heiden, die mehrentheils zum Lager gingen, auf ihren Schöpfer und Vater gewiesen, und wie höchstbillig, ja selig es sei, von Sünde, Teufel und Welt sich loszureißen und ihm mit Seele und Leib sich zu ergeben. Einige hörten stille zu; Andere gaben zu verstehen, daß sie dergleichen Lehren von unsern Wöperischen Brüdern bereits gehört, aber wegen ihrer weitläuftigen Freundschaft sich nicht zur Annehmung derselben bequemen könnten. Da wir bei einem Ruhehause etwas ausruhten, gingen einige Bedienten der Engländer vorbei. Wir riefen ihnen ein Wort der Errettung zu. Einer sagte auf Englisch: Gott! Wir setzten hinzu: sei uns gnädig. Vor Mudteikarer-Thawadi wurden an zwei Orten Heiden auf ihren Schöpfer und dessen Verehrung geführt. Bei Peruncudi stellten wir noch Andern vor, wie sie auf dem Wege des Verderbens wandelten und baten sie, die Gnadenzeit wohl anzuwenden. Bis zum Ruhehause in Tiruwambur, wo wir zu Mittag blieben, wurde noch einigen

nach Mailapur und Madras Reisenden der Weg zum Leben gezeigt. Des Nachmittags gingen wir aus Versehen etwas um, lenkten aber bald wieder ein. In Codtur redeten wir an vier Orten mit den armen Heiden und baten sie, da Gott ihnen so nahe trete, doch nicht ferne zu bleiben, sondern sich vor ihm zu beugen und eilend Gnade zu suchen. In Adeijar redeten wir zwei Heiden an. Einer sagte: Ich bin ein Pilgrim. Wir erwiderten: Wir sind Alle Pilgrimme, keiner kann hier bleiben, wir müssen Alle davon. Danebst zeigte man ihnen, wohin unsere Pilgrimschaft gerichtet sein müsse, nämlich zum Himmel und nicht zur Hölle. Bei einem Flusse auf dem Felde erweckten wir einen Wäscher, sein Herz zu reinigen. Weil ihm der Ausdruck zu hoch war, erläuterte man ihm solches. Bei Wöngidasala-Mudeli-Tsawadi bekam ein Heide Unterricht von Gott, von dem Sündenfall, von Jesu, von der Ordnung des Heils und von den zukünftigen Dingen. Nahe bei Erhumbur hing ein Jüngling von 17 Jahren, welcher ein kleines Kind getödtet, im Eisen am Galgen. Wir stunden mit unsern Reisegefährten hierbei still und stellten ihnen vor, was die Sünde für eine bittere Frucht bringe. Gegen Abend kamen wir durch göttliche Hülfe wohlgestärkt bei unsern Brüdern in Wöperi an. Wir lobten Gott, der uns den ganzen Weg hindurch so väterlich bewahrt, mit seinen Augen geleitet, und der uns unserer lieben Brüder Angesicht sehen lassen. Wir waren auch herzlich vergnügt, daß sie uns an dem Orte, woraus sie nach Gottes heiligem Rath vor etwas mehr als zwei Jahren fliehen müssen, nun wieder aufnehmen und mit uns gemeinschaftlich darüber des Herrn Namen loben könnten. Sie erzählten uns noch diesen Abend nicht nur die Prüfung, die Gott über sie verhängt, sondern auch besonders die Barmherzigkeit, so immerdar über sie gewaltet, mit inniger Rührung der Seelen auf beiden Seiten. Gelobt sei der

Name des Herrn, der noch Lust hat, unter uns zu wohnen!

Den 9. Februar hatten wir mit den Brüdern abermals eine brüderliche Unterredung von den wunderbaren Wegen, die der Herr mit uns gegangen, wodurch unsere Herzen unter einander kräftigst erweckt und gestärkt wurden. Wir beugten uns gemeinschaftlich vor dem Herrn, trugen ihm das ganze Missionswerk vor, schütteten alle unsre Noth und Anliegen in seinen Schooß und baten uns seine fernere Gnade und Beistand demüthiglich aus. Des Nachmittags ging unser geliebter Bruder Breithaupt mit uns in Wöperi herum. Wir besahen die Anstalten, redeten mit einigen einzelnen Heiden und römischen Christen, erweckten die tamulischen Schulkinder zur Liebe Jesu und verschiedene christliche Familien ermahnten wir vor ihren Hütten, dem Evangelio würdig zu wandeln.

Den 10. Februar wohnten wir der Brüder ihrer Conferenz und dem Colloquio biblico, wobei die Nationalarbeiter zugegen waren, mit bei. In der Conferenz wurden verschiedene Angelegenheiten, die Gemeine betreffend, vorgetragen, erwogen und den Arbeitern nöthiger Rath und Unterricht mitgetheilt. Im Colloquio biblico wurde der Ordnung nach 1 Tim. 1, 18—20. betrachtet und daraus unter Andern folgende Pastoralia eingeschärft, daß man den Willen Gottes und den Zweck, wozu einen Gott berufen, und davon er auch manche Spuren seiner Providenz zur Versicherung gegeben, recht erkennen und demselben gemäß handeln müsse; daß, ob man gleich den Willen Gottes bei seiner Arbeit wisse und erkenne, und man daher auch versichert sei, daß das, was man thue, Gott wohlgefällig sei, man doch deswegen sich nicht einzubilden habe, daß Alles ohne Schwierigkeit und Kampf abgehen werde, sondern daß man vielmehr bei allen Gott wohlgefälligen Verrichtungen

auf Kampf und Streit sich gefaßt halten solle; daß man bei diesem Kampfe wachen und beten müsse, damit man denselben im Glauben und gutem Gewissen führen könne, wobei denn auch gezeigt wurde, was ein gutes Gewissen sei, und wie man dazu komme. Einem Brahminen, welcher an uns einige Briefe von der Pfefferküste nach Trankebar zu bestellen gab, wurde der wahre Gott und der ihm geziemende würdige Dienst, wie auch Jesus, der Welt Heiland, mit allem seinem Heil angepriesen. Des Nachmittags bezeigten wir unsere Ehrerbietung der hiesigen Obrigkeit. Weil wir aber den Gouverneur nicht gleich sprechen konnten, so redeten wir mit dem Compagnie-Tolck oder Dolmetscher von dem, was Gott bisher an Madras gethan, und was dabei unsere Schuldigkeit sei. Dieser Mann ist sonst einer der ehrbarsten Heiden auf der Küste, der auch Gottes Wort oft gelesen. Der erbarmende Gott bringe ihn zur Erkenntniß seiner Wahrheit!

Den 11. Februar besuchte uns ein römischer Christ, welcher vom Brahminengeschlecht ist. Er hat seit einiger Zeit Gottes Wort zu lesen angefangen und daher einige Neigung zur evangelischen Lehre bekommen. Es fällt ihm aber schwer, die alten Vorurtheile abzulegen. So viel er kann, sucht er denselben aufzuhelfen, und wenn er sieht, daß es sich mit Gottes Wort nicht reimen will, so wundert er sich, wie es möglich sei, daß so viele Lehrer, Fürsten und Könige nicht nur geirret, sondern auch in dem Irrthum verharren. Wir gingen die Hauptlehren von Gott, von dem Sündenfall der Menschen, von Christo und seinem vollkommenen Versöhnungsopfer und von der Ordnung des Heils mit ihm durch, zeigten ihm, was unsere in dem Worte Gottes gegründete Lehre sei, und worin der Abfall der römischen Kirche bestehe. Aus der Vollkommenheit des Versöhnungsopfers Christi, und daß er uns eine vollkommene

Vergebung der Sünden erworben, zeigten wir ihm die Nichtigkeit des römischen Irrthums vom Fegfeuer, indem der Wahn vom Fegfeuer ganz der von Christo uns erworbenen völligen Vergebung entgegen sei. Nun, sagten wir, nehmen wir entweder das Opfer Christi mit bußfertigem Herzen im Glauben an, und so werden wir selig, erlangen völlige Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben, oder wir nehmen es nicht an, und so werden wir verdammt. Hierbei meinte er, daß es eine dritte Art von Menschen gebe, welche den Herrn Jesum gewisser Maaßen hochschätzten, dabei aber doch manche Sünden thäten und darüber nicht rechte Reue hätten. Für diese letzte Sorte, meinte er, gehöre das Fegfeuer. Es wurde ihm aber gezeigt, daß diese letzte Art in Gottes Wort genennet würden Leute, die den Schein und Namen der Gottseligkeit hätten, aber ihre Kraft verleugneten, die zwar Herr, Herr, sagten, aber den Willen des Herrn nicht thäten, und solchen sei in Gottes Wort etwas anderes gedroht, als das Fegfeuer. Es wurden ihm auch noch andere Vorstellungen gethan, woraus er die Nichtigkeit des Fegfeuers erkennen konnte. Endlich sagte er: So ist denn also kein Fegfeuer? Bei Betrachtung der rechten Beschaffenheit des lebendigen Glaubens wurde ihm auch der Greuel des Vertrauens auf lebende oder verstorbene Heilige vorgestellt, welchen Götzendienst er nicht sonderlich zu vertheidigen trachtete. Endlich wurde ihm in der Lehre vom heiligen Abendmahl der entsetzliche Kirchenraub und die Verstümmlung der heiligsten Einsetzung des Herrn Jesu vorgehalten und gezeigt, wie der Herr Jesus selbst und seine Jünger, wie auch die ersten Christen das heilige Abendmahl wohl gar anders, als die römische Kirche thue, gehalten, und wie sie, die römische Kirche selbst, ihren schrecklichen Abfall zu erkennen gegeben, da sie in dem tridentinischen Concil gesetzt: Obgleich Christus erst es anders eingesetzt, auch die ersten

Christen es anders gehalten, so hätte doch die römische Kirche es beschlossen, daß das Brod allein den Laien gereicht werden sollte. Er verwunderte sich darüber, meinte aber, daß alles dieses zwar den Vorstehern der Kirche zum Gerichte gereichen könnte, die Laien aber hätten keinen Schaden davon, indem der Herr Christus befohlen, den Lehrern zu gehorchen. Wir zeigten ihm den Zweck des Lehramts und hielten ihm die Warnung Christi aus Matth. 7, 15. vor, ermahnten ihn zum herzlichen Gebet und Lesung des Worts Gottes. Des Nachmittags gingen wir mit Breithaupt nach Perintscheri. Auf dem Heimwege riefen wir in Pudupareitscheri zwei Heiden ein Wort der Ermahnung zu. In des Katecheten Schawrimuttu Hause erweckten wir seine Familie und noch einige Christen zum Ernst im Christenthum und zum Gebet. In Perintscheri wurde in einem Hause einer christlichen Familie und auch einigen römischen Christen Jesus als unser Ein und Alles angepriesen. Vor einer Hütte versammelte sich ein Häuflein Christen. Breithaupt wiederholte mit ihm die zuletzt von ihm gehaltene Predigt. Einer von uns that etwas zur Erweckung hinzu, und der Andere beschloß es mit einem Gebet. Vor des Schulmeisters Boas Hause katechisirten wir die Schulkinder und einige Christen beteten mit ihnen.

Den 12. Februar früh kamen einige Christen zu uns, mit welchen nach ihren Umständen geredet wurde. Der gestern erwähnte römische Christ kam mit seiner ganzen Familie. Wir fragten, ob sie heute gebetet hätten. Sie sagten: Ja. Auf die Frage: Zu wem und in wessen Namen? gaben sie zur Antwort: Zu Gott. Wir setzten hinzu: Vor Gott gilt kein andrer Name, als nur der Name Jesus, folglich müssen wir in desselben Namen beten. Der Mann fragte: Wenn Jesus alle Strafen erduldet, warum müssen Kinder Gottes noch leiden? Man antwortete: Der Zweck der Leiden Jesu

ist doppelt, 1) unsere Sünden zu büßen und das Heil und Leben zu erwerben, 2) unsere Herzen zu erneuern. Hierzu gebraucht denn Gott auch das Kreuz als ein Hülfsmittel. Er that noch einige Fragen, worauf ihm kürzlich geantwortet, und er zum Gebet zugleich erweckt wurde. Nachmittags ging Fabricius mit uns nach Petta-Naicken-pödtei. Da wir an einem Orte uns mit Heiden in ein Gespräch einlassen wollten, kam bald ein irdischer Götzenknecht dazwischen und ließ wegen seines unnützen Geschreis, worüber er sogar von andern Heiden, aber vergebens, bestraft wurde, uns nicht zum Worte kommen. Am Ende dieses Orts hörte ein anderer Haufe Heiden die vorgetragenen Wahrheiten der christlichen Religion mit einiger Aufmerksamkeit an. In Muttia-Naicken-pödtei besuchten wir einige gottselige Seelen. Wir ließen uns auch im Hospital, worin über dreihundert theils englische, theils französische Patienten lagen, herumführen. Einige Deutsche von der evangelischen und römischen Religion ermahnten wir, in wahrer Buße und Glauben sich zu Jesu zu wenden und nur in ihm Gnade und Leben zu suchen.

Den 13. Februar besuchte uns ein polnischer Edelmann, der jetzt Gefangener ist. Wir ermahnten ihn, Gottes heilige Gerichte zu ehren. Nachmittags gingen wir mit Breithaupt nach Kirhpakam. Auf dem Wege ermahnten wir einen Heiden aus Wöperi, das Heil, so ihm nahe sei, nicht zu verachten. Im Orte selbst redeten wir an zwei Orten mit Heiden. Sie waren sehr beschäftigt und eilfertig, nach Tiruwatteiur zu einem heidnischen Feste zu gehen. Man stellte ihnen an einem Orte vor, wie thöricht, sündlich und unselig ihre Bemühungen wären, und wie sie besser thäten, wenn sie zu Hause blieben, sich vor Gott demüthigten und ihn verehrten. An einem andern Orte wurde ihnen vorgehalten, daß das Heidenthum kein Gottes- sondern Creaturen-

dienst sei; daß im Heidenthum kein Weg zur Vergebung der Sünden sei. Da wir aber Sünder wären, müßten wir in Jesu die Tilgung suchen.

Den 14. Februar hatten wir abermals mit manchen Christen einige Unterredungen. Weil in diesen Tagen verschiedene Briefe von unserm werthen Bruder Kiernander in Bengalen einliefen, so schrieben wir auch einen Brief an ihn. Des Abends versammelten sich die Arbeiter und einige Glieder der Gemeinde in der Kirche, mit welchen dann nebst den Brüdern eine allgemeine Betstunde gehalten wurde.

Den 15. Februar als am Sonntage Reminiscere predigte Schwartz tamulisch über Luc. 22, 39—46. und stellte daraus Jesum als unsern Bürgen und Hirten vor. Weil vor acht Tagen Fabricius schon über diesen Text portugiesisch gepredigt, so hielt Kohlhoff über V. 47 f. einen portugiesischen Vortrag und zeigte, welche Stücke des Fluchs unser Heiland nach diesem Texte über sich genommen, und was für ein Segen daraus für uns entstehe. Des Abends versammelte sich ein ziemliches Häufchen in Breithaupt's Wohnung, da wir uns denn durch Absingung einiger Lieder innigst erquickten.

Den 16. Februar wurde wieder mit verschiedenen Christen besonders geredet. Gegen Abend gingen wir mit Breithaupt nach Sintatiri-Pagode, wo über 400 französische Kriegsgefangene sitzen. Einer von uns ermahnte einen Muhamedaner, an Isa-Nabi oder den Herrn Jesum gläubig zu werden und in ihm die Seligkeit zu suchen. Der andere redete bei einer Boutique mit etlichen Heiden und zeigte ihnen ihr heidnisches Wesen als eine abominable Sache und hielt ihnen ihre Leichtsinnigkeit und Fühllosigkeit dabei vor. Man bat sie, nach Wöperi zu kommen und sich von dem Wege zum Leben unterrichten zu lassen.

Den 18. Februar ging man etwas in den Schulen herum und erweckte die Kinder zur Furcht Gottes und zum Fleiß. Weil die hiesigen Brüder wegen der europäischen Correspondenz und anderer wichtigen Verrichtungen sehr beschäftigt waren, taufte einer von uns ein zur tamulischen Gemeinde gehöriges Kind. Nachmittags ging einer von uns nach Cossapödtei. Man stellte einigen Heiden vor, wer ihr Schöpfer und rechter Vater sei und wie unselig sie seien, da sie sich von ihm zu den Götzen wendeten. Man bat sie, sich vor ihm zu beugen und ihre Abweichungen zu erkennen und abzubitten und dagegen sich zu seinem Dienste zu ergeben.

Den 19. Februar ging einer von uns nach Wesarawöli. Man führte hin und wieder einige Heiden auf die Verehrung Gottes. Einer trug einige Schirme, die über die Götzen gehalten wurden. Man stellte ihnen vor, wie ihr Götze nichts sei und nicht helfen noch schaden könne. Ein Anderer wollte gar nicht hören, sondern ging davon. Andere wollten vor Furcht davon eilen. Man rief ihnen zu: Fürchtet Euch nicht, ich bin ein Priester. Hierauf sagte einer: Ich sei ein großer König. Man pries ihnen den ewigen Gott Himmels und der Erden an und bat sie, sich demselben zu unterwerfen.

Den 20. Februar ging Breithaupt mit einem von uns nach Nungumpakam. In dem Orte selbst trafen wir unter einem Baume einige Heiden an. Wir gingen mit ihnen die ganze Ordnung des Heils kürzlich durch; sie waren aber sehr irdisch und unachtsam. Einer sagte, indem er auf die dabei stehende Pagode hinwies: Die Franzosen haben vor zwei Jahren unsere Götzen genommen und selbige zerbrochen. Jetzt ist kein Götze drinnen. Wir erwiderten: Ihr sehet also, daß eure Götzen nichts sind, nicht sich selbst, viel weniger euch schützen können, lasset sie fahren und haltet

euch an Gott. Er versetzte: Dies muß man thun, aber die Götzen muß man auch verehren. Wir sagten: Gott ist der allgenugsame, Alles erfüllende Gott. Er siehet, kann und will Alles. Setzet ihr ihm die Götzen zur Seite, so begehet ihr geistlichen Ehebruch. Er fragte: Sollten denn Alle die, so die Götzen verehren, verloren gehen? Wir sagten: Wer Gott nicht allein in Jesu verehrt, geht verloren, und solche sind die Meisten. Man wies sie zuletzt auch auf das jüngste Gericht. Hinter diesem Orte bei einem Ruhehause sprachen wir sonderlich mit einem Zöllner. Breithaupt redete ihm gar herzlich zu und bemühte sich, ihm ein Seufzerlein beizubringen, so er aber nicht nachsprechen wollte. Abends spät wohnten wir der Katechisation, welche Fabricius in der Kirche hielt, bei.

Den 21. Februar ging Fabricius mit einem von uns nach Tiruwalikeni. Vor dem Orte sowohl, als auch in demselben wurde an drei Stellen mit Heiden geredet. Das weitläuftigste Gespräch wurde bei der großen Pagode gehalten. Zuerst hörten sie das Zeugniß wider ihre heidnischen Greuel in der Stille an. Da aber der Zulauf größer wurde, und die Meisten Brahminen waren, welche insonderheit wegen ihrer Betrügereien und irdischen Sinnes angegriffen wurden, so trat ein Schwätzer hervor und brachte ihre gewöhnlichen abentheuerlichen Ausflüchte vor. Fabricius aber trieb ihn gründlich ein, so daß er, da er der Wahrheit nicht ferner widerstehen konnte, lästerte und davon ging. Zu denen, die da stehen blieben, sagte man: Sehet, welche Priester ihr habt, ach, seid gewarnt und lasset euch retten.

Den 22. Februar als am Sonntage Oculi hielt Kohlhoff früh einen Vortrag in tamulischer Sprache über Lucas 22, 47 f., woraus theils des Menschen arges Herz, theils das Herz des Herrn Jesu als Erwerbers und

Zueigners des Heils vorgestellt wurde. Nachmittags predigte Schwartz portugiesisch, und zwar über Lucas 22, 54—61, und zeigte daraus 1) Petri schweren Sündenfall; 2) wie dieses ein wichtiges Stück des Leidens des Herrn Jesu Christi gewesen, und 3) wie Petrus sich von Herzen zu Gott in Kraft der Büßung des Herrn Jesu bekehrt habe. Des Abends erquickten wir uns gemeinschaftlich mit Absingung einiger lieblicher Lieder. — So weit der Reisebericht. —

Kohlhoff und Schwartz gedachten noch im Februar die Rückreise nach Trankebar anzutreten. Allein Schwartz wurde durch ein Uebel am Beine längere Zeit in Madras gehalten. Kohlhoff mußte ihn da krank liegen lassen. Wohl einen Monat noch blieb Schwartz in Madras. Doch konnte er während seines Aufenthaltes des Sonntags predigen, auch in der Woche den Kindern Unterricht ertheilen. Ueber Cudelur kam er am 18. März wohlbehalten in seinem Trankebar wieder an.

Viertes Kapitel.

Gründung der evangelischen Mission in Tirutschinapalli.

Alle Heiden, die du gemacht hast, werden kommen und vor dir anbeten, Herr, und deinen Namen ehren, daß du so groß bist und Wunder thust und allein Gott bist.
Psalm 86, 9. 10.

Wir gehen zu der Reise des Heidenboten über, welche auf sein späteres Leben und Wirken einen entscheidenden Einfluß ausübte. Es ist die Reise, auf welcher Schwartz eine Wirksamkeit in Tanjour und Tirutschinapalli eröffnet wurde. Sie war die erste Veranlassung zu seiner bleibenden Niederlassung in den genannten Städten.

Das Evangelium war im Königreiche Tanjour bisher durch eingeborene Lehrer verkündigt worden. Durch Rajanaiken's*) und seiner Freunde Arbeiten hatten sich kleinere Gemeinden zu bilden angefangen. Aber die Missionare in Trankebar durften das Land nicht betreten. Seit Missionar Pressier im Jahre 1728 da gewesen, verfloß eine Reihe von Jahren, ehe einmal einer seiner Mitarbeiter in Trankebar dahin reisen konnte. Nach ihm reiste im Jahre 1752 der Missionar Wiedebrock mit einer dänischen Gesandschaft an den König (Rajah, Radscha) als Dolmetscher nach Tanjour. Doch gebrauchte er die ihm dargebotene Gelegenheit für die Verkündigung des Evangeliums in dem heidnischen Lande. Der sehr ansehnliche Reisezug machte unter den Heiden großes Aufsehen. Die Wege waren von Neugierigen besetzt, und dem Wiedebrock fehlte es nicht an Zuhörern. Im Allgemeinen waren sie nicht gänzlich unempfänglich für das Wort. —

Der Radscha in Tanjour war den Christen nicht sehr günstig. Ein römischer Christ war wider sein Wissen an seinem Hofe als Koch angestellt worden. Als er das erfuhr, ließ er die Sache strenge untersuchen. Er meinte, wenn er je von einem Christen zubereitete Speisen gegessen hätte, würde er die dadurch begangenen Sünden nicht tilgen können, auch wenn er an die heiligsten Oerter gehen und den Götzen viele Opfer bringen würde. Nach einer Unterredung mit Wiedebrock änderte sich des Königs Gesinnung. Der Missionar erzählte ihm von den Missionsanstalten in Trankebar und von dem Leben der Christen. Der König hörte aufmerksam zu; auf die Bitte Wiedebrock's, sich der christlichen Gemeinden in seinem Lande anzunehmen, erwiderte er: Sie sind meine Leute. Durch die Bemühungen eines in dem Dienste des Königs stehen-

*) Vgl. B. II. H. 2.

den Deutschen, des Kapitains Berg, wurde den Missionaren im Jahre 1755 der Besuch Tanjours gestattet. Die Heidenboten machten in den folgenden Jahren von dieser Erlaubniß oft Gebrauch.

Am 4. Mai 1762 unternahm Schwartz mit dem Missionar Klein auf die Einladung Berg's eine Reise nach Tanjour. Wie diese Reisen von den Boten benutzt wurden, ist Dir bekannt. Wo sie unterwegs für den Herrn zeugen konnten, thaten sie's mit Freuden. — Die beiden Heidenboten trafen auf dem Wege einmal einen bejahrten Brahminen. Er hörte ihren Reden mit Theilnahme zu; ein ihm angebotenes Büchlein nahm er mit großem Dank an. Erquickend für sie waren die Worte, mit denen er von den Knechten des Herrn Abschied nahm. „Wie viele Brahminen," sagte er, „sind euch nicht begegnet und sind vor euch vorübergegangen, ohne daß ihr ihnen solche Ermahnungen gegeben, als mir! Das ist wahrlich Gottes Schickung! Wenn ich euch auch nie in meinem Leben wiedersehen sollte, so will ich euch und euer Wort nie vergessen. Sonderlich will ich das Büchlein beständig werth halten, und wenn ich es lese, denken, Gott sei mir nun erschienen." —

Am 10. Mai kamen die beiden Missionare in Tanjour an. Sie kamen, wie gerufen. Tags zuvor war ein neuerbautes Bethaus fertig geworden. Schwartz sammelte am folgenden Tage die Christen zu einer Andacht in dem neuen Gotteshause um das Wort Gottes.

Am 17. Mai gingen sie von Tanjour nach Tirutschinapalli. Diese Stadt gehorchte einem muhamedanischen Nabob (Fürsten), dem der König von Tanjour zinspflichtig war.*)

*) Die Missionare Kohlhoff und Gerike geben in dem Tagebuche einer Reise nach Tirutschinapalli im J. 1771 (N. H. B. I. S. 1117.) folgende Notizen über die Stadt. „Die Zahl der Einwohner

Viele Engländer hatten sich dort niedergelassen; englische Soldaten lagen da in Garnison. Die Glaubensboten wurden mit offenen Armen empfangen. Ein angesehener englischer Beamter erbot sich, auf eigene Kosten ein Bethaus für die Christen zu erbauen. In der Hauptstraße der Stadt wurde dazu ein Platz gewählt. Am 11. Juli war es unter Dach, und Schwartz predigte an dem Tage zum ersten Male darin. Eine Feier des heiligen Abendmahles folgte der Predigt.

Klein hatte bereits früher seinen Freund in Tirutschinapalli verlassen und war nach Trankebar zurückgekehrt. Die dortigen Brüder sahen ein, wie segensreich ein längerer Aufenthalt Schwartzens in Tirutschinapalli werden könnte. Sie einigten sich mit ihm dahin, daß er so bald nicht den Ort verlassen solle.

Schwartz beschäftigte sich während seines Aufenthaltes in Tirutschinapalli zunächst mit dem Unterrichte der europäischen und tamulischen Christen. Er fand sie sehr unwissend. Nur die einfachsten Heilswahrheiten konnte er sie in den Katechisationen lehren.

Nach kurzer Zeit besuchte Schwartz Tanjour. In drei Sprachen, der portugiesischen, tamulischen und deutschen, verkündigte er das Evangelium. Selbst in den Palast des Radscha drang die Stimme des Predigers. Mit dem ersten Minister und dem Oberbefehlshaber der tanjourschen Truppen hatte er verschiedene Unterredungen, denen der Radscha in einem Nebenzimmer zuzuhören pflegte. In mehrere

---

schlug man auf 500000 Seelen an. Allein innerhalb der Mauern der hiesigen Bergfestuug, die in der Stadt liegt, werden 8000 Seelen gezählt. Die Häuser sind durch die ganze Stadt durch, außer wo die Europäer wohnen, so in einander gebaut, daß man keinen leeren Platz dazwischen sieht. Die ganze Stadt hat 4 engl. Meilen im Umfang und die Bergfestung eine engl. Meile."

Häuser der Stadt brachte der treue Zeuge das Brod des Lebens.

Im Anfange des Jahres 1763 finden wir Schwartz wieder in Tirutschinapalli. Noch immer sah er seine dortige Mission als eine vorübergehende an; er gedachte, bald nach Trankebar zurückzukehren. Allein es fanden sich da so viele Arbeiten, daß er dort seinen bleibenden Aufenthalt zu haben wünschte. Ueber seine Thätigkeit hat Schwartz selbst an das Missionskollegium berichtet. Sein Brief mag Dich in dieselbe einführen. „Eine geraume Zeit," so schreibt er, „bin ich nun von Trankebar weg und habe mich hier in Tirutschinapalli und bisweilen in Tanjour aufgehalten. Meine schuldigste Pflicht wäre es gewesen, dem Collegium über Alles Bericht abzustatten, und ich habe mich auch oft daran erinnert. Aber die Ungewißheit meiner Verhältnisse zugleich mit der Hoffnung, bald etwas Gewisses melden zu können, hat mich so lange von meiner Pflicht zurückgehalten, daß ich nun mit Schaam um Vergebung meines Versehens bitten muß und verspreche, in Zukunft desto sorgfältiger meine schuldigste Pflicht in Obacht zu nehmen.

Daß ich mich bisher, mit Zustimmung meiner theuern Brüder hier im Lande aufgehalten, haben diese in ihrem Schreiben schon gemeldet. Im Anfange meines hiesigen Aufenthaltes predigte ich vor der kleinen tamulischen und portugiesischen Gemeinde; zugleich suchte ich an den Wochentagen Muhamedaner, Heiden und Römische in dem Evangelium zu unterrichten und gedachte, nach kurzer Zeit nach Trankebar zurückzugehen. Nicht lange darauf verlangte der englische Commandant am hiesigen Orte, daß ich Sonntags den Engländern Gottesdienst halten sollte. Ich ging mit meinen Brüdern zu Rathe, und diese riethen mir, es aus Dankbarkeit für den Schutz zu thun, den ich hier genoß, doch so, daß die tamulische und portugiesische Gemeinde nicht

versäumt würde. Wenige Monate nachher gab ein trauriger Zufall Veranlassung zur Errichtung einer englischen Schule. Die hiesige Pulverfabrik flog in die Luft und raubte vielen Soldaten das Leben, vielen Kindern ihre Väter. Der gegenwärtige Commandant, Major Preston, veranstaltete aus Mitleiden mit den Vaterlosen eine Collecte, die 300 Pagoden einbrachte, übergab mir dieselbe und bat mich, einen Schulmeister unter den alten Soldaten auszusuchen. Ich fand einen, der Tüchtigkeit, aber nicht genug Beharrlichkeit besaß; deshalb beschloß ich, das Geld und die Kinder an Fabricius in Madras zu schicken.

Nun rückte die englische Armee vor Madurei, um den Rebellen den Platz zu entreißen.*) Die Belagerung zog sich in die Länge, die Zahl der Kranken und Verwundeten vermehrte sich, und Major Preston bat mich öfter, um der Kranken willen auf einige Zeit zu ihm zu kommen. Meine sämmtlichen Brüder gaben mir ihren Beifall; ich ging deshalb in's Lager und blieb zwei Monate dort.**) Als nun Madurei an die Engländer überging (26. Juni 1764),

*) Mahomed Issuf suchte sich damals von den Engländern unabhängig zu machen. Er hatte in dem Kriege der Engländer gegen die Franzosen sich ausgezeichnet; in den eroberten Landestheilen war ihm die Einziehung der Einkünfte aufgetragen. Allein er zahlte die Einkünfte nicht aus, und die Regierung von Madras sah sich im Jahre 1763 genöthigt, mit einem Heere vor Issuf's Residenz, Madurei, zu erscheinen. Nach langer Belagerung wurde die Stadt eingenommen, Issuf aber wurde im October 1764 von den Seinigen an die Engländer verrathen.

**) Schwartz fand in den Sommermonaten 1764 im Lager 500 kranke und verwundete Soldaten. Das Elend derselben war unbeschreiblich. In unermüdeter Treue predigte er an den Strohlagern den Unglücklichen den Arzt Leibes und der Seele. Seine Worte wurden meist mit Freuden aufgenommen; und das ließ den treuen Zeugen alle Mühseligkeiten vergessen. Er arbeitete so lange, bis er selbst auf das Krankenlager geworfen wurde.

machte der Nabob der Armee ein Geschenk, wovon mir ohne das geringste Begehren von meiner Seite 600 Pagoden zuerkannt wurden, die ich ganz der tamulischen Gemeinde und Schule weihte. Vor Madurei war ein gottesfürchtiger Soldat an der Hand verwundet worden, so daß er zum Kriegsdienst beinahe untüchtig war. Als ich nun die Armee wieder verlassen und hier in Tirutschinapalli war, wurde dieser Mann, den ich früher nicht gekannt hatte, zu mir gebracht und als Schulmeister empfohlen. Ich nahm ihn an. Nicht lange darauf gab der Nabob für die Vaterlosen 300 Pagoden, so daß ich nun 600 Pagoden für sie hatte, wovon ich den Schulmeister und vier Kinder unterhielt. Die übrigen Kinder bekamen nur Unterricht, Bücher und Papier. Nach der Eroberung von Madurei kam die Armee zurück und hielt sich einige Wochen in Tirutschinapalli auf. Einige Offiziere bemerkten, daß der Ort, wo die Engländer ihren Gottesdienst halten, unbequem wäre. Dies veranlaßte den Wunsch, hier eine Kirche zu bekommen und eine Subscription zu eröffnen, die nach und nach 2000 Pagoden einbrachte. Die Kirche wurde auch zum Dienst der tamulischen und portugiesischen Gemeinde bestimmt. Der Gouverneur in Madras half mit Rath und That. Der Nabob, dessen Erlaubniß man nachsuchte, bezeugte, daß er Nichts gegen den Kirchenbau hätte, sondern sie nur außerhalb der Festung wünschte, in welchem Falle er uns eines der besten steinernen Ruhehäuser anbot; aber der Commandant sagte, daß dann die Garnison fast ganz vom Gebrauch der Kirche ausgeschlossen sein würde, und beschloß deshalb, die Kirche im Kastell zu bauen. Am 13. März vorigen Jahres wurde der Grund gelegt, und den 13. März dieses Jahres*) die oberste Wölbung, welche das Dach ausmacht,

*) Schwartz schrieb diesen Bericht am 10. Juli 1766.

vollendet. Der jetzige Commandant, Oberst Wood,*) leitete die Bauarbeiten, ich dagegen schaffte die Baumaterialien und führte die Rechnungen. Der Bau wurde im Mai vollendet, und die Kirche am ersten Pfingsttage eingeweiht. Das Schulhaus, worin ich wohne, wird nun nach erhaltener Einwilligung des Nabob verbessert und erweitert. Der Gottesdienst wird so gehalten: Sonntag Morgens von 8—10 versammeln sich die tamulischen Christen, um 10 Uhr die Engländer und Nachmittags um 4 Uhr die Portugiesen. Abends wird noch eine Betstunde gehalten. Für die geringen Dienste, die ich den Engländern erweise, habe ich bisher Nichts genommen und wünsche Nichts dafür, um desto freier zu sein. Die Wochentage über arbeite ich in der Gemeinde und suche die Heiden durch häufige Unterredungen zu erwecken. Unter den Heiden sowohl, als unter den Römischen lassen sich einige Kennzeichen der Ueberzeugung verspüren, die Gott durch seinen heiligen Geist zu einer gründlichen Bekehrung stärken wolle. Dieses Jahr habe ich zwei kleine Haufen Heiden zur Taufe vorbereitet und zwei Portugiesinnen, die freiwillig von der Römischen Kirche zu unserer übergetreten sind, unterrichtet. Auf diese Weise habe ich mich bisher als königlich dänischer Missionar hier aufgehalten, und da ich einen rechtmäßigen Ruf von Sr. Majestät von Dänemark erhalten habe, worüber ich mich freue, so würde es mir leid thun, wenn eine Veränderung vorgehen sollte, aber nur das Geringste zu einer solchen Veränderung beizutragen, würde gegen mein Gewissen sein.

Im Uebrigen, da es nun eine geräumige Kirche hier in Tirutschinapalli gibt, und ein Missionar vollkommene Freiheit hat, das Evangelium unter den Heiden zu verkündigen; da auch eine tamulische und portugiesische Gemeinde

*) Major Preston war an den Wunden, die er am 26. Juni 1767 bei der Erstürmung Madurei's erhalten, gestorben.

und Schule errichtet ist, und die Engländer hier, wenigstens was die Festung anbelangt, die Gewalt haben und sie behalten wollen, wenn nicht mächtigere Feinde sie vertreiben, so kommt es mir vor, wenn ich meine geringe Meinung sagen soll, daß Tirutschinapalli ein bequemer Ort ist, von wo aus das Evangelium den Heiden im Lande verkündigt werden kann, zumal ein Missionar von hier aus, zum Wenigsten einmal im Jahre, die Gemeinde in Tanjour recht gut besuchen kann. Ich warte nun auf den Befehl, daß ich entweder stehen bleiben oder nach Trankebar zurückkehren soll; sollte aber das Collegium für gut befinden, daß ein dänischer Missionar hier bliebe, so würde ich es für eine Wohlthat ansehen, wenn bisweilen ein Wechsel statt finden könnte." —

Die wichtigen Dienste, welche Schwartz namentlich bei der Belagerung Madurei's den Engländern geleistet, hatten ihm ihre besondere Hochachtung erworben. Im Jahre 1766 beschloß die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß in England die Anlegung einer Missionsstation in Tirutschinapalli. Sie meinte, keinen tüchtigeren Leiter derselben finden zu können, als Schwartz. Sie unterhandelte wegen des theuern Mannes mit dem Missionskollegium. In Kopenhagen erkannte man die Wichtigkeit dieser Missionsstation für die Verbreitung des Evangeliums im Innern des Landes. Man legte bei der Entscheidung Schwartzen's freundliches Verhältniß zu den Engländern und seinen Einfluß auf sie*), das Vertrauen des Nabob zu ihm, die Liebe, die er unter Christen wie Heiden genoß,

*) Kohlhoff und Gericke schreiben a. a. O. über das Verhältniß Schwartzen's zu den Engländern: „Die Engländer beweisen gegen unsern Bruder Schwartz besondere Hochachtung und Freundschaft, und lassen sich von ihm so zureden und die Wahrheit sagen, wie sie es von keinem Andern ertragen würden."

in die Wagschaale. Doch wollte das Collegium allein über den Sendboten nicht verfügen. Es war geneigt, Schwartz in englische Dienste treten zu lassen, wenn er selbst dazu Beruf und Freudigkeit fühlte. Die Wahl war dem Boten nicht leicht. Lieber hätte er eine Weisung des Collegiums, für ihn eine Weisung des Herrn, gehabt. Darum schrieb er an's Missionskollegium: „Ew. Excellenz und meine geehrten Herren verlangen, daß ich mich erklären soll, ob ich wieder nach Trankebar zurückkehren oder auf den Ruf der Gesellschaft in London in Tirutschinapalli bleiben will. Ich habe schon in meinem letzten Schreiben zu erkennen gegeben, daß, wenn ich auf meine Neigung sehen oder besonders den lieben Umgang mit meinen Brüdern in Trankebar in Betracht ziehen will, ich gewiß wünschte, nach Trankebar zurückzugehen oder wenigstens dann und wann abgelöst zu werden. Da mir indeß meine Brüder zu verstehen gegeben haben, daß Keiner von ihnen mich ablösen könne, weil sich keiner genugsam in der englischen Sprache geübt habe, und es also zu befürchten stände, daß das Werk stocken würde, so will ich folgen, wohin mein Gott mich ruft und auf meinen Gott vertrauen, daß er in dieser Wüste mit seiner Gnade bei mir und mit mir sein werde. Doch möchte ich mich bei der bevorstehenden Veränderung lieber passiv als activ verhalten. An die Gesellschaft habe ich geschrieben, daß ich nicht ganz abgeneigt sei, einen ordentlichen Beruf nach Gottes Willen anzunehmen, daß es aber ganz gegen mein Gewissen sein würde, dabei mitzuwirken, weil ich von Herzen Sr. Excellenz und meine hohen Herren ehrete als meine Vorgesetzten und Nichts gegen oder ohne Ihre Einwilligung vornehmen möchte. Sollte ich also der Gesellschaft überlassen werden, so ist es meine unterthänige Bitte, daß ich nicht als von den Trankebarschen Brüdern abgesondert, sondern in Verbindung mit ihnen stehend betrachtet werde."

Das Missionskollegium ging auf diese Bitte ein. Es sagte dem Heidenboten eine Aufnahme in Trankebar zu, falls die Verhältnisse des Landes ein längeres Bleiben in Tirutschinapalli unmöglich machten.

Also trat Schwartz aus dem dänischen Missionsdienste in den der englischen Gesellschaft. Damit war der Grund der evangelischen Mission in Tirutschinapalli gelegt. Schwartz war der rechte Mann, der im Glauben auf seinen Herrn mit Erfolg und Segen weiterzubauen verstand.

Mit einigen eingebornen Gehülfen begann er seine Arbeiten. Auch die englischen Beamten unterstützten ihn treulichst. Der Commandant, Oberst Wood, wurde sein treuester Freund. Nach und nach sammelt sich ein Häuflein gläubiger Hindu aus der Stadt und den umliegenden Dörfern. Neben der Arbeit unter den Hindu war ihm vom Gouverneur zu Madras die Seelsorge unter den englischen Soldaten aufgetragen. Die Besoldung, die er empfing, verwendete er für die Mission. So erscheint Schwartz sein ganzes Leben hindurch: sich selbst mit dem Nothdürftigsten begnügend, Alles auf den Bau des Reiches Gottes verwendend.

Die englische Garnison bot dem treuen Eifer des Seelsorgers ein großes Arbeitsfeld. Sie war in einem äußerst verkommenen Zustande. Durch die stete Berührung mit dem Heidenthum war sie selbst fast heidnisch geworden. Kein Mensch hatte sich bisher um die Seelsorge unter den Soldaten bekümmert. Schwartz sah das Verderben, er kannte aber auch das einzige Mittel gegen dasselbe, das Wort Gottes. So lange ihm die englische Sprache nicht geläufig war, las er den Soldaten bei den Gottesdiensten eine Predigt vor. Später predigte er ihnen in ihrer Muttersprache. Seine Worte fanden bei den Zuhörern einen erstaunenswerthen Eingang. Voll Verwunderung berichten darüber

Augenzeugen, wie es unserm Prediger gelang, in kurzer Zeit die ganze Garnison für die Predigt des Evangeliums zu gewinnen. Die Leute, die noch unlängst in allen Sünden dahin gelebt, und nichts Besseres kannten, als den Taumelbecher fleischlicher Weltlust, faßten nach einiger Zeit den Beschluß, aus ihren Mitteln eine Kirche für ihre Gottesdienste zu erbauen. Von der täglichen Löhnung gaben sie ihren Beitrag; und die also zusammengelegte Summe reichte zur Errichtung eines stattlichen Bethauses aus. — Das waren erquickende Anfänge in Tirutschinapalli. Größeres noch wollte der Herr seinem Diener in der Folge zeigen.

Erbarme Dich, o treuer Gott,
Der Du die Welt geliebet,
Die Welt, die ganz in Sünden todt,
In Irrthum Dich betrübet;
Gieb Deinem werthen Worte Kraft,
Daß es in solchen Herzen haft',
Die hart sind, wie die Felsen.

Laß doch die Welt erkennen noch
Mit ihren blinden Kindern,
Wie sanft und angenehm Dein Joch
Sei denen armen Sündern,
Die fühlen ihre Sündenschuld
Und wenden sich zu Deiner Huld
Und Deines Sohnes Wunden.

Die Heerde, die Du hast erwählt,
Die setze Du zum Segen,
Und schenke, was ihr annoch fehlt,
Zu gehn auf Deinen Wegen.
Laß Deine Treue, Aug' und Hand
Sein Deinen Gliedern wohlbekannt,
Die Deiner Güte trauen.

Fünftes Kapitel.

Chr. Fr. Schwartz in Tirutschinapalli. Segen der dortigen Mission.

Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt. Sie erhalten einen Sieg nach dem andern, daß man sehen muß, der rechte Gott sei zu Zion.

Psalm 84, 7. 8.

Schwartz hatte von Anfang an in Tirutschinapalli vollauf zu thun. Außer seinen eigentlichen Missionsarbeiten trieb er besonders die Seelsorge unter den englischen Soldaten in der Stadt. Seine Liebe zu diesen verlorenen Seelen ließ ihm keine Ruhe. „Der Jammer mancher jungen Leute hier," schreibt er, „läßt sich schwerlich beschreiben. Wie viele von solchen sind in kurzer Zeit in die Ewigkeit gerückt worden. Sie kommen in dies Land, ihr Glück, wie es heißt, zu machen und gehen gewöhnlich unter gar kläglichen Umständen ins Grab." — Der treue Knecht des Herrn hielt mit den englischen Soldaten außer den gewöhnlichen Gottesdiensten vertrauliche Abendbetstunden. Der Herr legte auf sie einen besondern Segen. Sie legten den ersten Grund zu einem christlichen Jünglingsvereine. Etwa zwanzig Soldaten verbanden sich, dem Herrn dienen zu wollen. Als sie diesen Bund schlossen, besiegelten sie ihn durch gemeinsame Feier des heiligen Abendmahles. Sonntags nach dem öffentlichen Abendgottesdienste kamen die Glieder des Vereins zusammen; sie sangen und beteten mit einander. Einfach und kurz lautet das Statut des Bundes: Sofern Jemand in einer wissentlichen Sünde lebt, derselbe soll erinnert, bestraft und nach verweigerter Besserung aus dem Bunde aus-

geschlossen werden. Und dieses Statut wurde streng gehandhabt. Mancher Jüngling ist durch diesen Bund vom zeitlichen und ewigen Verderben gerettet worden. — Unseren Jünglingsvereinen zu lieb habe ich das erwähnt. Sie könnten ja wohl von diesem Bunde in Ostindien etwas lernen! — Einen großen Theil der Zeit verwendete Schwartz auf Krankenbesuche. Das Hospital der Stadt lag voll von kranken und verwundeten englischen Soldaten. Das Elend, in dem sie lagen, machte sie für das Wort der Wahrheit empfänglicher. Da sehen wir denn unseren Friedensboten von einem Krankenlager zum anderen gehen, Jedem gebend, wie's ihm Noth thut. Schwartz erlebte in dieser Arbeit viele Freude. Im Mai 1768 wurde ein englischer Offizier aus dem Lager in's Hospital gebracht. Er hatte seine Kräfte im Dienste der Sünde vergeudet, und die Krankheit schien seinem Leben ein Ende zu machen. Täglich zweimal besuchte ihn Schwartz. Er zeigte ihm im Lichte des Evangeliums seine Sünden und ihren Fluch; er wies ihn aber auch auf den Sündentilger und seine Gnade hin. Das Wort zerbrach des Sünders Herz. „Er erkannte, was es sei, die Quelle des Heils zu verlassen und in den Lüsten des Fleisches sich herumzuwälzen. Er betete und weinte." Er suchte seinen Herrn wieder, dem er so lange den Rücken gekehrt. Und er fand ihn. Er blieb in dem Dienste des Erlösers bis an seinen Tod.

Bei der Arbeit unter den Heiden hätte Schwartz gern einen tüchtigen Gehülfen gehabt. Sie wuchs ihm über den Kopf, und das fühlte er am meisten. Zwar standen ihm einige eingeborne Gehülfen zur Seite, aber er konnte sich auf sie nicht so recht verlassen. Zu selbstständiger Arbeit waren sie ganz unfähig. Sie mußten täglich ermuntert werden, wenn sie nicht lässig werden sollten. Zu wiederholten Malen schrieb Schwartz nach Europa um einen

Mitarbeiter. „Ich wünschte," sagt er in einem Briefe vom 6. October 1768 an Francke in Halle, „daß ein neuer Missionar zum Besten dieser Gegenden herausgesandt werden könnte. Hier ist ein weites Feld, die Ernte ist groß. Was kann aber Einer thun? Gehe ich aus und bleibe einen Sonntag weg, so muß Alles mit einander hier verabsäumt werden. Wären aber zween hier, so könnte einer sehr oft nach Tanjour, Madurei rc. reisen. — Ich bezeuge einfältig, daß ich viel lieber in Trankebar wäre, wenn ich auf mich und das in der Gesellschaft redlicher Brüder genossene Vergnügen sehe. Wenn ich aber auf die armen Gemeinden sehe, so ist die Anwesenheit eines Missionars im Lande sehr nöthig." — Erst im September 1777 erhielt Schwartz in dem Missionar Pohle einen Mitarbeiter. Ein früher ausgesendeter Missionar erreichte Tirutschinapalli nicht; er starb unterwegs gleich nach seiner Ankunft in Madras.

Im gläubigen Aufsehen auf seinen allmächtigen Herrn arbeitete unser Sendbote auf seinem einsamen Arbeitsfelde. Er hatte den besten Gehülfen, den Herrn selbst, bei sich. Der war ihm mehr, als Menschen. „Meine Augen sehen auf Gott, von welchem alle Hülfe kommt."

Das Jahr 1769 begann mit viel äußerer Noth. Die Gegend um Tirutschinapalli wurde der Schauplatz des blutigen Krieges, welchen die Engländer mit dem wilden Eroberer Hyder Ali führten. In der Nähe der Stadt hatte ein Theil der englischen Armee das Lager aufgeschlagen. Schwartz zog dahin, um für seinen Herrn unter den Kriegern zu zeugen. — Das Land wurde von den Leiden des Kriegs hart betroffen. Ein Dorf nach dem andern ging in Flammen auf. Mit blutendem Herzen sah Schwartz die Zerstörung, ohne hier Hülfe bringen zu können. „O, was ist doch der Krieg für eine Strafe Gottes!" ruft er einmal aus. Als die Heere sich zurückgezogen, eilte er auf

die Stätten der Verwüstung. Welch' ein Anblick! Trümmer und Aschenhaufen ringsumher! Jammer, Elend und Verzweiflung unter den bedrängten Bewohnern! Mehrere Male wöchentlich brachte Schwartz ihnen den Trost des Evangeliums. Auch seine Gehülfen fanden hier reichliche Arbeit. Sie lasen den Unglücklichen Abschnitte aus der heiligen Schrift und christliche Tractate vor.

Wie Schwartz hier, so zeigt er sich zu jeder Zeit. Er ist überall auf dem Plan. Wo er seinen Herrn verkündigen kann, da ist ihm am Wohlsten. In Tirutschinapalli wohnte ein Hauptmann, dessen römisch-katholische Frau von dem Heidenboten Unterricht im Evangelium begehrte. Das that Schwartz. Sie wünschte, ihn einmal mit einem römischen Priester die Gegenstände des Glaubens besprechen zu hören. Schwartz war bereit, auch den Wunsch zu erfüllen. Sie wurde im Februar 1769 von einem römischen Priester besucht. Schwartz wurde gerufen. Es dauerte nicht lange, so war ein Gespräch zwischen den Beiden im Gange. Ich theile Dir aus demselben Einiges mit.

Der römische Priester fragte zuerst, wo doch die evangelische Religion vor Luther gewesen sei. Schwartz erwiederte, der Hauptinhalt der evangelischen Lehre sei von den Zeiten der Apostel her, auch in dem verdorbensten Zeitalter, erkannt und bekannt gewesen; auch hätten die Zeugen der Wahrheit kräftig wider die päpstlichen Verdrehungen gekämpft. Das beweise ja die Geschichte der Albigenser, Wiklefs, Joh. Hussens und der böhmischen Brüder. „Das Alles leugne ich!" rief der Katholik. Schw.: „Dann laßt uns näher kommen! Unser Glaube ist gegründet auf das Wort Gottes; lasset uns sehen, ob die päpstliche Lehre oder die protestantische in Gottes Wort gegründet sei." Kath.: „Woher habt ihr denn das Wort Gottes, und woher könnt ihr wissen, daß es das Wort Gottes sei? Habt ihr es nicht

durch die Tradition? Ich leugne, daß es das unverstümmelte Wort Gottes sei. Was wollt ihr dazu sagen?" Schw.: „Daß wir das Zeugniß des Alterthums gern annehmen, wisset ihr wohl; daß unser Glaube aber darauf nicht vornämlich gegründet sei, wisset ihr auch. Das Wort Gottes hat innerliche Kennzeichen von seiner Göttlichkeit, welches ich auch, wo ihr ungläubig seid, beweisen will. Daß wir aber der römischen Kirche für die Bewahrung des unverstümmelten Wortes nicht sehr, wenigstens nicht allein, verbunden sind, ist zu bekannt. Das Wort Gottes war in viel tausend Händen, ehe eine sogenannte römische Kirche war. Weil ihr aber doch das Neue Testament als ein göttliches Buch annehmet, so lasset uns fein gerade zu Werke gehen und sehen, ob die römische Lehre in Gottes Wort gegründet sei." Kath.: „Das Neue Testament, welches ihr habt, (Schwartz hatte das N. T. in portugiesischer Sprache in der Hand,) thut Nichts zur Sache; ihr übersetzt es in manche Sprachen, um das Volk zu verführen." Schw.: „Verführen? Nein, der Zweck ist, das Volk aus demselben zu unterrichten und ihnen Gelegenheit zu geben, selbst zu prüfen, ob unsere Lehre den Worten Christi und seiner Apostel gemäß sei. Wohlan! thut ihr auch so; lehret das Volk und ermahnet sie, eure Lehre nach diesem Wort Gottes zu prüfen; das würde ein seliges Werk sein. Allein dann würde die päpstliche Abgötterei wegfallen." Kath.: „Was meinet ihr mit Abgötterei, was für Abgötterei treiben wir, was ist Abgötterei?" Schw.: „Abgötterei ist, wenn ich die Ehre des Schöpfers einer Kreatur gebe; z. B. wenn ich die Kreatur liebe, fürchte, vertraue und anbete, als den Schöpfer." Kath.: „Das ist wahr; allein thun wir das?" Schw.: „Das thut ihr mit euren Bildern und Heiligen." Kath.: „Erinnert ihr euch nicht des Unterschieds, der zwischen δουλεία und λατρεία ist?" Schw.: „Ich weiß wohl, daß

ihr solchen Unterschied macht, allein ich weiß auch, daß Gottes Wort ihn nicht bestätigt. Wenn ihr vor ein Bild niederfallt, ihm eure Noth klagt und Hülfe begehrt, ehrt ihr es nicht auf eine abgöttische Weise?" Kath.: „Die Bilder sind eine Vorstellung der Person selbst, die Ehre fällt nicht auf das Bild, sondern auf die vorgestellte Person." Schw.: „Erstlich, die Vorstellung ist eitel genug; allein wisset ihr nicht, daß Gott es ausdrücklich verboten hat: du sollst dir kein Bildniß noch Gleichniß machen, weder dessen, das im Himmel oder auf Erden oder unter der Erde ist, du sollst es nicht anbeten? Gott sagt: du sollst nicht, der Papst sagt: du sollst. Sehet, wie der Papst gegen Gott ist!" Kath.: „Dies Gebot war den Israeliten auf dem Berge Sinai gegeben; folglich war es einem Volke gegeben, das zur Abgötterei geneigt war." Schw.: „So seid ihr, ihr seid je und je zur Abgötterei geneigt gewesen; und daher ist euch eben dies Gebot hoch von Nöthen." Kath.: „Der Papst ist der Nachfolger des heiligen Petrus." Schw.: „Ich wünschte es von Herzen; folgt ihr dem heiligen Petrus nach, so wollen wir uns von Herzen freuen. Petrus war demüthig und begehrte keine Anbetung, wie er im Hause Cornelii war, Ap. Gesch. 10. Euer neuer römischer Petrus will angebetet sein, prüfet doch die Sache, mein werther Pater, und folgt Gott und seinem Worte." Hierauf sprach Schwartz über das heilige Abendmahl. Er zeigte, daß die römische Kirche das heilige Abendmahl nicht nach der Einsetzung des Herrn feire. Kath.: „Stehet nicht im Ev. Joh. 6, 51. geschrieben: das Brod, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt: wo der Leib ist, da ist auch Blut." Schw.: „In dem Evangelio Johannis Kap. 6. findet ihr nicht nur, daß des Leibes, sondern auch des Blutes Meldung geschieht. Allein betrachtet doch die Worte der Einsetzung des heiligen Abendmahls,

welche klar genug sind, imgleichen die Erklärung, welche Paulus darüber giebt 1 Cor. 11, und wie er aus der Genießung des Kelchs die Christen zur Verabscheuung der Abgötterei ermahnt; ferner, wie der Herr Christus ausdrücklich sagt: Trinket Alle daraus." Kath.: „Warum hat er das gesagt?" Schw.: „Um euretwillen, weil er wohl vorhergesehen, daß sich Menschen finden würden, welche seine Einsetzung verstümmeln werden." Der Römische lachte darüber. Zum Schluß redete ihn Schwartz ernstlich an. Er berichtet darüber also: „Ich sagte: Mein lieber Herr Pater, prüfet Alles nach Gottes Wort. Ihr und ich werden bald vor dem Richterstuhle Christi erscheinen, wo wir von unserm Amt und Lehre und den Seelen, so wir verwahrloset, werden Rechenschaft geben müssen. Folgt dem Worte Gottes. — Er ging und wünschte, ich möchte ein Heiliger werden, und ich wünschte ihm Herzensredlichkeit. Des Kapitains Frau wurde im Gemüthe angegriffen, daß er unsere Bibel verwarf, und doch die seinige auch nicht, wie ich ihn bat, bringen wollte."

Die Arbeit unter den Heiden in Stadt und Land wurde dem Boten durch die eingeborenen Gehülfen erleichtert. Er hatte anfangs ihrer vier, seit dem Jahre 1772 belief sich ihre Zahl auf acht. Ihre geringe Besoldung bestritt Schwartz von seinem eigenen Gehalte. Einige von ihnen waren an der tamulischen Schule als Lehrer beschäftigt, die andern gingen theils zur Verkündigung des Evangeliums unter die Heiden, theils zum Besuche der Hinduchristen aus. Wie ich schon erwähnte, so mußte sie Schwartz beständig unter seiner Aufsicht haben. Ehe sie des Morgens ausgingen, wurde ein Abschnitt aus der heiligen Schrift gelesen und besprochen. Schwartz zeigte ihnen dabei, wie sie etwa das Wort Gottes den Heiden nahezubringen hätten. Am Abend versammelten sie sich wieder zu einer Bibelstunde

und zum Gebet. Diese Abendbetstunde hatte ihren Segen; es nahmen an derselben auch wohl andere Christen Theil. Die Liebe zum Worte Gottes wuchs unter den Theilnehmern, und das war unserm Schwartz eine große Freude. „Ihre Liebe zum Worte Gottes," schreibt er, „ermuntert mich, keine Arbeit zu scheuen." Beim Ausgehen unter die Heiden sah Schwartz gern, daß immer zwei Gehülfen beisammen waren. Nachmittags ging er selbst mit, während er die Vormittage meist dem Vorbereitungsunterrichte zur heiligen Taufe widmete. Ueber die Praxis der Gehülfen berichtet er: „Was sie aus der unerschöpflichen Quelle göttlicher Erkenntniß schöpfen, das theilen sie den Heiden und Christen reichlich mit. Die Heiden werden nicht nur belehrt, was die christliche Lehre sei, sondern die nachdrücklichsten Kapitel aus dem Neuen Testamente werden ihnen vorgelesen, welches einen größern Eindruck macht, als das freie Reden über göttliche Wahrheiten. Ich habe immer geglaubt, daß, wenn uns Gott redliche Gehülfen schenken würde, das Wort Gottes in und außer der Gemeinde in mehrerem Segen fortgehen würde." Im Jahre 1772 wurde in der nicht weit von Tirutschinapalli gelegenen Festung Wallam eine Kirche gebaut, und zwei Katecheten schlugen bei derselben ihren Wohnsitz auf.

Predigen, Lehren, Unterredungen mit Christen, Heiden und Muhamedanern waren Schwartzens tägliche Arbeiten in Tirutschinapalli. Daneben beschäftigte er sich fleißig mit dem Studium der hindostanischen und persischen Sprache, weil die Kenntniß derselben zu einer umfassenden Wirksamkeit in Ostindien nothwendig ist. Häufig unternahm er größere Missionsreisen zu den Brüdern nach Trankebar, Madras, Tanjour u. A. Das Wichtigste davon soll Dir das folgende Kapitel erzählen. Bleiben wir für jetzt bei Schwartz in und um Tirutschinapalli. Wir begleiten ihn

auf seinen Besuchen und hören ihn bald mit Heiden, bald mit Muhamedanern von dem Wege des Heils reden. Im Allgemeinen klagt er darüber, daß solche Gespräche von den Hindu so bald wieder vergessen würden: „sie hören eine halbe Stunde und länger zu, sagen hernach gewöhnlich: es ist Alles recht, wer kann aber so leben?“ —

Im Juni 1765 besuchte Schwartz in Begleitung des Katecheten Ignasimuttu einen Pandaram in einer Pagode. Der hatte sich schon früher gegen den Boten freundlich gezeigt. Das Wort, was ihm der Missionar gesagt, war nicht ganz ohne Eindruck geblieben. Die beiden Christen setzten sich auf eine Rasenbank an der Straße nieder; nach kurzer Zeit hatte sich eine große Menge Hindu um sie versammelt. Der Pandaram fragte: „Meine Hauptfrage an euch ist je und je diese gewesen: Wie soll ich zur Erkenntniß Gottes, den ich nicht sehen kann, kommen?“ Schw.: „Es ist euch schon oft gesagt worden, daß Himmel und Erde die Herrlichkeit Gottes verkündigen. Betrachtet demnach die Geschöpfe aufmerksam, so werdet ihr bald gewahr werden, daß kein Anderer als ein allmächtiges, allweises und allgütiges Wesen dieselben hervorgebracht. Diesen Schöpfer sollen wir ja nun billig als Schöpfer verehren und anbeten, ihr aber gebet diese Ehre den Geschöpfen und raubt sie also Gott.“ Pand.: „Dies ist Alles gut; allein das befriedigt mich nicht. Diese Erkenntniß ist nicht von der Art, als ich sie suche.“ Schw.: „Wohlan, wollt ihr eine klarere und vollständigere Erkenntniß haben, so hat sie euch Gott aus großer Güte auch verliehen. Er hat sich der blinden Menschen erbarmt und ihnen sein Wort oder wahres Gesetz gegeben und geschenkt, worin er ihnen alle Lehren, die zur Erlangung ihres ewigen Heils nöthig sind, dargelegt und erklärt. Z. B. er hat sich als Schöpfer und Erhalter, den Menschen als abtrünnig, verderbt und un-

selig, den Heiland der Welt als den Wiederhersteller der verlornen Seligkeit, den Weg und Ordnung, in welcher alles Heil uns zum Genusse geschenkt werden soll, geoffenbart. In Summa, Alles, was den Menschen heilig und selig machen kann, ist in diesem Worte Gottes deutlich den Menschenkindern geoffenbart. Leset und betrachtet es mit Gebet zu Gott, so wird es euch bald erleuchten. Vergleicht es auch mit euren heidnischen Dingen, so werdet ihr den Vorzug des göttlichen Worts vor euren heidnischen Dingen bald erkennen." Pand.: „Auch das ist mir nicht genug; denn, wenn ich auch das lese, so kann ich mir doch nicht recht vorstellen, was Gott ist." Schw.: „Eins ist euch nöthig, nämlich Erfahrung. Leget euer Heidenthum bei Seite, folgt dem Worte Gottes in jedem Punkte und bittet Gott um Licht und Kraft. Alsdann mag ich euch versichern, daß ihr werdet sagen: Nun bin ich wie Einer, der aus allen Beschreibungen die Art des Honigs nicht erkennen konnte; nachdem ich's aber gekostet, so weiß ich, was Honig ist." — Ignasimuttu las darauf ihm und den versammelten Heiden ein Büchlein über die Greuel des Heidenthums vor. Nachdem sie noch ein Wort der Ermahnung gesagt, zogen die Beiden ihre Straße weiter.

Am 1. November 1769 ging Schwartz mit dem Katecheten Dewanesen nach dem nahegelegenen Ureiur. Vor einem Ruhehause traf er eine Anzahl Heiden, die einen Streit mit einander hatten. Sie wollten ihn dem Missionar erzählen; der aber erwiderte kurz: „Ihr streitet wegen geringer Sachen und könnet den Verlust einer geringen Sache nicht verschmerzen; den Verlust eurer Seelen aber und deren ewiges Wohlsein lasset Ihr aus den Augen. Fanget doch an, für's Bessere zu sorgen." Ein Heide sagte: „Meine Anverwandten sind Christen;" er versprach, sich ebenfalls unterrichten zu lassen. — Von

da ging Schwartz zu einer Pagode. Ein Heide sagte: „Es ist die Pagode." Schw.: „Lasset mich nur vor die Pagode treten, weil viel Leute da sind, ich werde keinen Stein wegtragen." In der Pagode war eine Menge Heiden. Als sie den ihnen bekannten Lehrer des Christenthums sahen, kamen sie zu ihm heraus. Sie sagten ihm, daß sie einen Streithandel zu schlichten hätten. Schw.: „Ich habe auch einen Streithandel von der größten Wichtigkeit euch vorzuhalten und wünschte, daß ihr ihn schlichten möchtet. Hat uns nicht Alle Ein Gott erschaffen? Sind wir also nicht Kinder Eines Vaters und in der Absicht Brüder? Ihr aber habt den gütigen Vater, welcher euch erschaffen und mit Wohlthaten täglich überhäuft, verlassen und seid von ihm gelaufen: Der Zweck meines Kommens zu Euch ist, euch wieder zurückzurufen." — Die Heiden kamen freundlich zu Schwartz, und der erklärte ihnen das Gleichniß vom verlorenen Sohne.*) Einer sagte: „Wir beten Gott auch an, die Bilder sind wie ein Dubasch (Dolmetscher), zu welchem man sich erst wendet, ehe man mit dem Herrn reden kann." Schw.: „Sie sind wie die diebischen Dubasche hier und betrügen euch. Zu Gott, welcher euch gegenwärtig ist, sollt ihr euch ohne diese Götzen wenden. Ihr seid nun hier zusammen, überlegt es gemeinschaftlich, ob es nicht besser ist, sich zu Gott zu wenden." — Darauf besuchte Schwartz die in der Nähe wohnenden Töpferfamilien. Er und Dewanesen redeten dem Haupte derselben lange zu. „Du bist das Haupt der Töpferfamilien," sagte der Katechet, „wirst du dich zu dem lebendigen Gotte wenden, so werden die Andern nachfolgen und das wird dir zum Segen gereichen." Der Heide gab Alles zu und sagte: „Ja, ja." Als das eines der gegen-

*) Schwartz redete meist mit den Heiden über die Gleichnisse Luc. 15. Es war das sein Lieblingskapitel in der heiligen Schrift.

wärtigen Weiber hörte, sagte sie zu ihm: „Du mußt die Wahrheit reden und dich nicht verstellen. Sage es daher heraus, daß unser Geschlecht es nicht zuläßt.“ Schwartz zeigte ihr, daß vor Gott aller Kastenunterschied schwinde; aller sündigen Menschen erbarme sich der Herr. Die Heidin wurde stille; sie meinte: das erfordert ein gesammeltes Herz. Der Missionar ermahnte sie, um solch' ein gesammeltes, festes Herz zu beten. Von da ging Schwartz zu den Webern, die vor ihren Häusern das Garn ausbreiteten. Ein Heide rief ihm zu: „Sehet doch dort hin.“ Zu seinem Schmerze sah Schwartz einen trunkenen Europäer, welcher sich an der Wand eines Hauses herumwälzte. „Solche traurige Anblicke,“ sagt er, „haben die Heiden täglich vor sich und ärgern sich daran.“ Aber für den Heiden hatte er die rechte Antwort: „Ihr sehet, wie es geht; wenn sich ein Mensch von Gott losmacht, so fällt er in allen Jammer; und so geht es auch euch, ihr wollt euch nicht zu Gott halten, daher fallt ihr ins Heidenthum.“ Es wurde dann viel von dem Erlöser der Welt geredet. — Als Schwartz am Abende nach Hause ging, rief ihm eine kranke Frau nach: „Ich habe kranke Kinder, und Keinen, der sich meiner annimmt.“ Schw.: „Du hast Keinen, der dir hilft, komm dann, wende dich zu dem himmlischen Vater und lerne ihn kennen.“ Aber davon hörte die Frau nicht gern. „Nur davon sagt mir nichts,“ erwiderte sie, „ich habe viele Anverwandten, welche mich verstoßen würden.“ — Sie wendete sich um und verließ den Missionar.

Das ist, lieber Leser, ein Tag aus dem Missionsleben Schwartzens. Du siehst, wie treu er überall den Samen des Evangeliums ausgestreut hat.

Am Nachmittage des 10. November 1769 wurde Schwartz von zwei Muhamedanern besucht. Der eine von ihnen fragte, ob man Schweinefleisch essen und Wein

trinken dürfte. Schw.: „Alle Creatur Gottes ist gut, und Nichts verwerflich, wenn es mit Danksagung genossen wird.“ Der Muhamedaner mußte darauf das 15. Kapitel Matthäi aus den persischen Evangelien lesen. „Ich sehe nun,“ sagte er, „was den Menschen verunreinigt.“ Auf seine Frage, worin die Europäer und Christen gelehrt würden, zeigte ihm Schwartz, was Gott den Menschen geboten; wie diese durch Uebertretung der Gebote Sünder seien; wie aber Gott sich der Sünder in seinem Sohne erbarmt habe und einem Jeden Vergebung der Sünden gebe, der bußfertig zu dem Heilande seine Zuflucht nehme. „Diese Lehre,“ sagte er, „ist ihnen und auch euch nöthig.“ Der Muhamedaner berief sich auf seinen Propheten. Schw.: „Was ist denn ein Prophet?“ Muh.: „Einer, der uns von Gott Nachricht bringt.“ Schw.: „Woher wisset ihr denn, daß Muhameds Nachricht, die er euch gebracht hat, von Gott ist?“ Muh.: „Aus den Wundern, welche er gethan hat.“ Schw.: „Was für Wunder hat er denn gethan. Er selbst leugnet ja in seinem Koran, daß er Wunder zu verrichten gekommen sei.“ Muh.: „Er hat den Mond gespaltet.“ Schw.: „Ein solches Wunder müßten ja andere Nationen auch bemerkt haben. Außerdem ist es Gottes Weise nicht, wenn er einen außerordentlichen Propheten sendet, durch denselben nur ein Wunder und zwar im Verborgenen oder nur in Gegenwart einiger Freunde verrichten zu lassen. Nein, einem solchen Propheten gibt er Kraft, oft viel, und dazu an öffentlichen Orten, vor Freunden und Feinden, Wunderwerke zu thun und zu verrichten, wie ihr aus den Wunderwerken, welche Moses und der Herr Christus verrichtet, ersehen könnt. Hier aber sieht es bei Muhamed schlecht aus. Außerdem ist es gar nicht ein Zeichen einer göttlichen Sendung, wenn Jemand, welcher sich für einen Propheten ausgiebt, alle ungezweifelte Offenbarungen,

welche Gott vormals durch seine Knechte gegeben hat, für unnütz und verwerflich erklärt hat. So hat es der Herr Christus nicht gemacht; er kam vielmehr, Alles zu erfüllen, Nichts zu verwerfen. Moses ist uns noch jetzt erbaulich, denn er hat den Erlöser der Welt vorherverkündigt, wie auch David und die andern Propheten gethan. Muhamed hat von dem reinen Worte Gottes vieles ab- und hinzugethan, von Beiden will ich euch nur einen Beweis geben. Gott hat uns einen Erlöser und Heiland geschenkt, welcher ist Christus. Dieses ist unser Trost, die wir Sünder sind; diesen Trost hat Muhamed den Menschen dadurch wieder entrissen, daß er Jesum nur für einen bloßen Propheten erklärt; daß er aber von seinem Eigenen zum Worte Gottes hinzugethan, beweise ich aus seiner unreinen fleischlichen Einführung der Vielweiberei." Muh.: „Wie viel Weiber hat Salomo und David gehabt?" Schw.: „Mehr als eine." Muh.: „Da sehet ihr ja, daß Mehrere erlaubt sind." Schw.: „Gar nicht; ich sehe vielmehr, daß diese großen Leute Fehltritte und Sünden begangen haben, wie auch David bekennt: So du willst mit mir ins Gericht gehen, wer wird vor dir bestehen. Diese Sünden sollen wir ihnen nicht nachthun. Im Evangelio aber ist das Verbot der Vielweiberei sehr deutlich, daß ein Mann sein eigen Weib, das Weib aber ihren eigenen Mann haben soll." Muh.: „Warum haben die Juden dann nicht an Jesum geglaubt?" Schw.: „Leset doch Joh. 3." — Als er das gelesen, sagte der Muhamedaner: „O, wenn ihr doch das ganze Neue Testament in der persischen Sprache hättet!" — Schwartz sagte ihm, daß er später mit seiner Hülfe eine Uebersetzung der heiligen Schrift in's Persische übernehmen möchte. Der Muhamedaner versprach treulichst zu helfen.

An dieses Gespräch schließe ich einige andere, wie sie Schwartz vom 15. November 1770 berichtet. „Nahe bei

einer Moschee ist ein Dorf, dessen Einwohner meist Papisten sind. Dieselben besuchte ich mit einem der Gehülfen. Der gekreuzigte Jesus sammt allem Heil, welches er, und er allein, uns erworben, wurde ihnen verkündigt. Sie schienen aber unwillig zu sein, lange zuzuhören. Ein Weib sagte: „Ihr habt die Mutter (Jungfrau Maria) nicht. Kann auch ein Kind ohne Mutter sein?" Endlich, da ich darauf geantwortet, sagte sie: „Mein Ehemann hindert mich, eure Lehre anzunehmen, und drohet, mich zu verlassen, wofern ich dergleichen thun wolle." — Sonst hatte ich eine Unterredung mit zwei Muhamedanern, welche Beide sehr eifrige Anhänger Mahomeds sind. Der eine ist in der Türkei geboren, hat sich darauf zwei Jahre in Persien aufgehalten, endlich in Bagdad, von da ist er in dies Land gekommen. Gute Werke wurden von ihm sehr erhoben. Zum Beweis des großen Nutzens der guten Werke billigte er eine von den persischen Fabeln, nach welcher ein Mann in der Hölle gelegen und große Qual erlitten, endlich aber wieder Gnade und Vergebung von Gott erlangt. Als derselbe gefragt worden, wie und durch was für ein Mittel er aus der Hölle erlöst worden, habe er geantwortet, daß er vormals ein Haus zum Besten der Reisenden erbauet; da nun ein müder Reisender sich in dem Schatten des Hauses einst erquickt und gestärkt befunden, habe er zu Gott folgendes Gebet gethan: O Gott, vergieb dem Erbauer dieses Hauses seine Sünde. Gleich habe Gott ihm Gnade erzeigt, nachdem der Pfeil des Gebets zum Ziele der Erhörung gelangt. — Ihr erhebt, sagte ich, die guten Werke allzu hoch. Der Grund der Vergebung unserer Sünden ist einzig und allein das Verdienst oder die Genugthuung des Herrn Christi. Ich will nicht viel disputiren, weil das selten viel nützt. Ihr habt mir eben den Vers aus dem Persischen gesagt: Wer disputiret, verliert allezeit einen Tropfen Blut

aus seiner Leber. Indessen will ich euch die Wahrheit, wie sie im Evangelio uns geoffenbart ist, vorlegen. Bedenkt nur, wer und was wir sind. Sünder sind wir, und unser Verdienst ist der Zorn Gottes. Erwägt auch dabei die heilige und gerechte Natur Gottes, daher, wenn wir Gott und uns selbst betrachten, folgen muß, daß entweder wir selbst unsere Strafen erdulden müssen, oder daß sonst Jemand, der dazu geschickt und willig ist, für uns die Sündenstrafe auf sich nehmen müsse. Das Letzte hat Jesus Christus gethan. Er war dazu geschickt, weil er selbst von keiner Sünde wußte. Seine Büßung hat Gott aus Erbarmung gegen uns auf- und angenommen, und es auch deutlich durch seine Erhöhung bewiesen. Nun ist er für uns der Grund aller Begnadigung; wollt ihr nun die Vergebung der Sünde bei ihm nicht suchen, so bleibt sie auf euch liegen, und ihr müßt dafür leiden. Wollt ihr euch aber zu ihm wenden, so könnt ihr Gnade und Heil erlangen. Es wurde ihnen endlich gezeigt, wie die Lehre von der Buße, Glauben und Gottseligkeit aus der Lehre von der Versöhnung Christi herzuleiten. Der alte Türke wurde sehr still und sagte endlich: „Mahomed hat auch gelehrt, daß Iman oder Glaube bei den guten Werken zum Grunde liege.“

Schwartz kam bei seiner Arbeit mit Leuten aus allen Klassen zusammen. Den Vornehmsten wie den Geringsten bezeugte er ohne Rückhalt die christliche Wahrheit. Der zweite Sohn des Nabob, in dessen Händen die Regierung des Landes lag, war ein eifriger Schüler Muhameds. Der Fortgang des Evangeliums im Lande war ihm ein Dorn im Auge: er suchte demselben auf jede Weise entgegenzutreten. Schwartz hatte mit ihm mehrere Male Unterredungen. Einmal kam der junge Nabob zu dem Glaubensboten mit seinem Priester. Er sagte zu Schwartz: „Padre, lasset

diesen Priester euch eine Frage beantworten." „Die Hauptfrage," erwiderte Schwartz, „ist: Wie sollen wir von der Sünde loskommen, sowohl von der Strafe als Herrschaft der Sünde?" Da der Priester der persischen Sprache nicht mächtig war, so nahm der Nabob das Wort und sagte: „Zorn, Lust, Neid hasset und verlasset, so werdet ihr rein werden." Schw.: „Ihr fordert das Leben von den Todten; sprechet einmal zu einem Todten: Wandele, und sehet, ob er wandeln wird." Nabob: „Was man nicht mit Vorsatz thut, wird einem nicht zugerechnet werden." Schw.: „Ihr trennet die Heiligkeit und Gerechtigkeit von der Güte Gottes. Gott will vergeben, aber so, daß seine Heiligkeit und Gerechtigkeit dadurch nicht verdunkelt werden, nämlich in Christo Jesu." Nabob: „Freilich muß man so auf Gott vertrauen, daß man ihn fürchte." — Aber dabei blieb's mit dem Fürsten. Er sah mehr auf die Sünden anderer, als auf seine eigenen Sünden. Das ist ja die Weise des natürlichen Menschen. Wenn der Nabob die Europäer etwas unrechtes thun sah, so meinte er, die christliche Religion mache die Leute schlechter, als der Muhamedanismus. „Er ist so listig," sagt Schwartz von ihm, „daß er mit einem Europäer zur Zeit des Gottesdienstes redet und umgeht, und hernach sagt: hätte der Mensch die geringste Hochachtung für den Gottesdienst, er würde sich nicht von mir haben aufhalten lassen." Während eines anderen Gesprächs, das Schwartz mit ihm hatte, fragte er, wie man Gott dienen und zu ihm beten müsse; er tadelte an den Christen, daß sie nicht vor dem Gebet die Hände wüschen und die Schuhe auszögen. Schwartz berief sich auf das Wort Gottes, welches reine Herzen fordere, welche alle Sünden verabscheuen und in Demuth und Glauben zu Gott nahen. Der Muhamedaner aber meinte, diese innere Reinheit sei sehr gut, indessen sei das Aeußere

auch nöthig, und Gott ließe es sich gefallen, wenn das Innere auch nicht so völlig recht wäre. Schw.: „Nein, nicht so, ihr möget besser sagen, daß Gott an der innern Reinigkeit Gefallen habe, wenn die Hände auch nicht kurz vor dem Gebet gewaschen wären.“ Der Nabob fragte hierauf, ob die Christen Jesum für den Sohn Gottes hielten. Schw.: „Ja, wir halten ihn für den Sohn Gottes, welcher dem Vater gleich ist in göttlichen Eigenschaften und Ehre.“ Nabob: „Wie könnt ihr das sagen, da doch Gott keine Frau hat?“ Schw.: „Ihr macht euch die Sache schwer mit euren unreinen Einwendungen, da wir doch das Wort auch sogar im Weltlichen oft gebrauchen, ohne an den Ehestand zu gedenken.“ Nabob: „Ich komme oft des Morgens vor euer Haus, ihr seid aber in der Kirche, ich möchte gern viel mit euch umgehen.“ — Allein das letzte Wort hatte bei ihm nicht viel zu bedeuten. Er stellte sich oft gegen den Missionar sehr feindlich. „Der falsche Eifer,“ sagt dieser, „läßt sich oft bei ihm blicken; Gott aber wird seinen heiligen Rath ohnerachtet aller Feindseligkeit der Menschen doch herrlich hinauszuführen wissen.“

Der älteste Sohn des Nabob, der aber mit der Regierung des Landes Nichts zu thun hatte, war dagegen viel empfänglicher für das Evangelium. Er zeigte einen sittlichen Ernst; die Unsittlichkeiten der christlichen Europäer nahmen ihn gegen die Christen ein. Schwartz kam im Jahre 1771 mit ihm zusammen. „Padre,“ sagte der Prinz, „ich habe gehört, daß ihr Viele zur christlichen Religion bringt. Wollt ihr mich auch annehmen? Und was für Lehren wollt ihr mir zuerst predigen?“ „Das erste,“ erwiderte Schwartz, „wozu ich euch herzlich ermahnen wollte, ist wahre Buße.“ „Ach,“ sagte der Nabob, „ich begehe Sünden und erkenne es auch und verspreche mich zu bessern; allein, wenn die Versuchung wieder kommt, so begehe ich

die vorige Sünde." Schw.: „Das zeigt, daß ihr nicht wahre Buße thut. Zur wahren Buße gehört ein ernstlicher Haß alles dessen, was wider Gottes Gebot ist. Wenn der Mensch seine Sünden vor Gott mit Schmerz erkennt und fühlt, so muß er sich gläubig zu dem Mittler und Bürgen des menschlichen Geschlechts, Jesu Christo, wenden, damit um des bürgschaftlichen Leidens Christi willen er nicht nur Vergebung seiner Sünden, sondern auch Kraft, selbige zu überwinden, erlange." Der Nabob sagte: „Die Lehre von dem Bürgen, wie wir durch ihn Gnade erlangen, gefällt mir gar nicht, denn sie thut allen Sünden Thor und Thür auf, und das ist wohl die Ursache, warum die Europäer hier so böse sind." Schwartz zeigte ihm, wie der Glaube an Jesum Christum den Menschen mit einem ernstlichen Hasse gegen die Sünde erfüllen müsse; allein der Nabob konnte das nicht begreifen. Es ist ja das, lieber Leser, auch nicht so gar leicht; hast Du's recht begriffen? —

Das sind einzelne Züge aus der Missionsarbeit Schwartzens zu Tirutschinapalli. Du fragst vielleicht nach den Früchten dieser Arbeit. Wenn ich Dir auch keine zeigen könnte, so wäre doch dieselbe nicht vergeblich gewesen in dem Herrn. Es hat ja so mancher Prediger Jahrzehnte lang treu gearbeitet, und ihm schien's, er arbeite vergebens. Und doch offenbarte sich's anders dem künftigen Geschlecht. Aber Schwartz wurde von dem Herrn reichlich erquickt. Er sah durch des Herrn Gnade eine Gottespflanzung vor seinen Augen entstehen, aus der er in seinen Berichten gar Liebliches den Christen mitgetheilt hat. Ich winde Dir hier aus ihr einen Missionsstrauß. In manchem Jahre konnte Schwartz mehr als hundert Seelen in die evangelische Gemeinde aufnehmen. Doch Du weißt, die evangelische Mission mißt ihren Segen nicht nach Zahlen. Sie überläßt das andern Kirchen. Schwartz selbst hat auf die

große Zahl nicht viel gegeben. „Mit der großen Zahl ist Nichts ausgerichtet," sagt er im Berichte von 1775, als er den Zuwachs dieses Jahres, zweihundert und sechs Seelen, erwähnt. — Er ging bei der Aufnahme in die Gemeinde vorsichtig zu Werke. Doch geschah es, daß mancher Aufgenommene die Hoffnungen des Heidenboten täuschte. Es fehlte nicht an solchen, welche aus fleischlichen Rücksichten sich zum Evangelium bekannten; sie blieben nicht treu und fielen wieder ab. „Es ist leicht zu erachten," schreibt Schwartz, „daß unter der Menge gar verschiedene Gemüther in Absicht des Alters, Auferziehung und Lebensart gewesen, und daß bei dem Unterrichte Freude und Traurigkeit, Hoffnung und Furcht, Liebe und Ernst, ja auch mannichmal Unwillen und Zorn sich geäußert. Ich gedenke oft an die Worte Pauli: Meine Kindlein, welche ich abermal mit Schmerzen gebäre, bis daß Christus eine Gestalt in euch gewinne. Viele sind Kinder des Schmerzes, einige aber, gottlob, Kinder des Trostes. Wir fühlen es täglich, daß wir noch mehr niederschlagende als erfreuliche Beispiele haben." — Hier etwas von einem Kinde des Schmerzes. Ein sogenannter Heiliger kommt eines Tages mit seiner Frau zu Schwartz und betheuert aufs Feierlichste, er sei von der Wahrheit des Christenthums überzeugt. Schwartz ließ ihn am Unterrichte Theil nehmen, und er hatte Freude an diesem Schüler. Allein es war ein unredlicher Mensch. Seine Frau kannte ihn; und um sich nicht durch ihren Mann von der heiligen Taufe abhalten zu lassen, bat sie, daß sie in die Gemeinde aufgenommen werden möchte. „Mein Mann," sagte sie, „ist des Herumlaufens mit den Bettelmönchen so gewöhnt, daß ich fürchte, er wird nicht treu bleiben." Nur zu bald zeigte sich's, daß diese Furcht nicht ungegründet war. Der Müssiggang hatte den Mann in alle Laster geführt. Es war ihm schwer, sich des

Genusses des Opiums zu enthalten. Als Schwartz gegen seine Sünden redete, ward er erbittert. Er suchte von der Zeit auf schickliche Weise von dem Lehrer loszukommen. Er gab vor, daß er Manches in der christlichen Glaubenslehre nicht begreifen könne; ein gestorbener Heiland, meinte er, könne ihm nicht helfen. Als er merkte, daß es seiner Frau mit der Taufe Ernst war, mißhandelte er sie und machte sich davon. „In der That war sein geiziger und wollüstiger Sinn," sagt Schwartz, „welcher bei uns keine Weide fand, die Ursache seines Zurückweichens."

Neben solchen Erfahrungen hatte unser Missionar auch erfreulichere zu machen. „Gott, der da reich ist von Barmherzigkeit," sagt er, „zeigt seinen Knechten nicht nur Werke des Gerichts, worin die blinden Menschen sich muthwillig, weil sie nicht sehen wollen, stürzen, sondern er zeigt ihnen auch Werke seiner Güte, Gnade und Barmherzigkeit, um sie in ihrem Kummer zu trösten und ihnen Muth zu machen, sein Werk getrost zu treiben, in gewisser Hoffnung, es werde ihre Arbeit in ihm nicht vergebens sein." Ich führe Dich zu den „Kindern des Trostes."

1. Im Anfange des Jahres 1772 erlebte Schwartz eine große Freude an einem Hindujünglinge von vornehmen Geschlechte. Er war ein Priester bei einer heidnischen Pagode; bei den Heiden stand er in hohem Ansehen. Schon seit zwei Jahren hatte Schwartz mit ihm viel von dem Heile in Christo Jesu geredet. Von Anfang an hatte das Zeugniß der Wahrheit das Herz des jungen Hindu getroffen. Er hatte sogar einmal versprochen, Alles genau zu überlegen und sich dann vom Heidenthum loszumachen. Allein das war leichter gesagt, als gethan. Es ist dem sündigen Menschen so schwer, den Willen des Fleisches zu unter-

drücken. Das Ansehen, welches der Hindu unter seinen Leuten genoß, hielt ihn gebunden. Das mochte er nicht verlieren; darum gedachte er auch seines Versprechens nicht weiter. Schwartz meinte, alle angewendete Mühe sei an dem Jünglinge verloren: „er machte uns oft bange, daß aus ihm nichts weiter als ein im Gewissen geschlagener und wider besseres Wissen im Heidenthum verharrender, armer Sünder werden würde." — Nichts desto weniger ging der treue Zeuge auch dieser Seele nach. So oft Schwartz ihn traf, ließ er dem Heiden das Wort Gottes in's Gewissen reden. Das ging so eine Weile hin. Der Heidenbote merkte keine Veränderung an dem Hindu. Aber wie mußte er die Gnade seines Herrn preisen, als der Heide unerwartet nach Tirutschinapalli kam und seinem bisherigen Leben entschieden den Rücken kehrte. Täglich kam er zum Unterrichte, in den Morgen- und Abendbetstunden fehlte er nie. Die eingebornen Gehülfen nahmen sich des Jünglings treulichst an, so daß Schwartz an ihm erfreuliche Zeichen der Bekehrung wahrnehmen konnte.

Je größer die Freude im Missionshause wurde, desto größer wurde der Haß der Verwandten gegen den Hindujüngling. Sie überschütteten ihn mit Spott. Seine heidnische Frau trennte sich von ihm; sie wollte nichts mit ihm zu thun haben. Sie zog mit ihrem Söhnlein an den Ort, wo ihr Mann früher als Priester gedient hatte. Schmerzlich war das freilich dem Gatten, aber er war in aller Trübsal getrost. Er hatte den Herrn kennen gelernt, der ihm mehr war, als Weib und Kind. Schwartz ertheilte ihm die heilige Taufe; er erhielt in derselben den Namen Tairianaden, d. h. Constantin. Und er hat's bewiesen, daß er beständig war. Mitten unter seinen Feinden legte er ein so kräftiges Zeugniß von seinem Heilande ab, daß ihm Niemand ein Leid anzuthun wagte. — Es mochte

wohl ein Jahr nach Tairianaden's Taufe verflossen sein, als sein von ihm geflohenes Weib zu ihm zurückkehrte. Der Gatte führte sie zu Schwartz, welcher mit ihr freundlich und ernstlich von den Greueln und dem Verderben des Heidenthums redete. Auch die Gehülfen hatten mit ihr ähnliche Gespräche. „Nun," sagte sie, „will ich denn alles heidnische Wesen ablegen, im Herzen an Gott denken, auch beten; aber das Christenthum zu bekennen, kann ich mich noch nicht entschließen, weil der Haß der Anverwandten zu groß ist." — Wohl zwei Jahre lang schwebte die Gattin in dieser Unentschiedenheit. Schwartz bat sie, in seinen Unterricht zu kommen, aber dazu fehlte ihr der Muth. Als der Missionar eine römische Christin in Wallam zur Aufnahme in die evangelische Gemeinde vorbereitete, hörte die Frau Tairianaden's in einem Nebenzimmer zu. Allmählig kam sie näher herbei. Zuerst saß sie an der Thürschwelle, nach einigen Tagen setzte sie sich zu dem christlichen Lehrer und antwortete auf alle Fragen. Schwartz merkte an ihr, daß sie mit großer Freude sich im Evangelio unterweisen lasse. Daher bat er sie, auch die Kirche zu besuchen. „Ihr waret, wie die Lahmen," sagte er, „die nicht gehen können, daher kam ich zu euch. Nun habt ihr ja eine gute Weile die selige Lehre von Christo gehört, ich hoffe, ihr werdet nun gehen gelernt haben. Wenn dem also ist, so kommt zur Kirche." — Sie kam ganz willig. — Rührend war es dem Schwartz, als die Frau ihn bat, er möge ihr doch Alles vergeben, was sie vormals aus Unwissenheit gethan habe. — Auf ihr Verlangen wurde sie getauft. „Und wie sie vorher uns in der Geduld geübt, so scheint sie nun vor Andern Lust zum Gebet und Anhörung des Wortes Gottes zu haben. Ihr Ehemann ist herzlich vergnügt und sucht sie im Guten zu stärken. Der Name des Herrn sei gelobt!" —

2. Im April 1771 trat eine römische Hindufamilie zur evangelischen Kirche über. Sie hatte seit Jahren das lautere Evangelium liebgewonnen und war entschlossen, sich in die evangelische Gemeinde aufnehmen zu lassen. Allein ein Sohn, welcher bei dem römischen Priester in Diensten stand, hielt den Vater eine Zeitlang von seinem Vorhaben ab. Endlich kamen sie herbei. Der Sohn, welcher der Familie vorher die größten Hindernisse gemacht, bewies bald den größten Ernst beim Unterrichte. Er brachte es bald so weit, daß er fertig das Neue Testament lesen konnte. Des Morgens und des Abends wohnte er der Betstunde bei. Er merkte auf Alles genau, fragte auch, wenn ihm etwas unverständlich war. „Vor Heiden und Römischen," erzählt Schwartz, „bekannte er die Wahrheit frei, insoweit er sie gefaßt hatte. Wenn wir des Nachmittags ausgingen, so pflegte er manchmal mitzugehen. Sein Neues Testament trug er unter seinem Arme. Die Heiden in ganz Tirutschinapalli und in den Dörfern herum kannten ihn gar genau und fragten ihn oft: Was machst Du hier? Er pflegte zu antworten: Bisher habe ich im Finstern gesessen, nun aber gehet mir das Licht der Wahrheit auf. Bei den Römischen gab es eine ganz besondere Bewegung; sehr Viele fingen an, nach der Wahrheit zu fragen. Die Katecheten bewiesen sich ganz besonders erweckt bei dieser Gelegenheit und verkündigten das Evangelium von Christo mit größerer Willigkeit und Freimüthigkeit. Durch alle Straßen in Tirutschinapalli und in den umliegenden Dörfern wurde Morgens und Abends das Wort Gottes gelesen und verkündigt. Das verdroß den Feind, daher sich manche zu widersetzen anfingen. Der römische Pater sandte mehrere Male nach der Familie. Der junge Mensch, der vorher mit dem Pater sehr vertraut gewesen, sagte ihm, daß er das Wort Gottes vorher nie gelesen oder gewußt.

Nachdem ihm aber Gott die Augen geöffnet, werde er es nicht fahren lassen oder mit Fabeln vertauschen; worauf der Pater zu seinen Katecheten gesagt: Lasset ihn gehen, er ist nun sehr weise geworden. Hierauf wurden von dem römischen Pater die Anverwandten der Familie gebraucht, um zu versuchen, was sie ausrichten könnten. Fast täglich kamen drei oder mehrere, welche gemeiniglich zu mir gebracht wurden. Es wurde ihnen die heilsame Lehre Christi vorgelegt, worauf die Mehrsten von diesen abgesandten Römischen bekannten, daß die Abgötterei in der römischen Kirche offenbar sei, nur es sei für sie zu gefährlich, von der römischen Kirche abzutreten, weil der Haufe so groß sei. Als der Pater sahe, daß dies Nichts vermochte, so wurde eine Collecte unter den Römischen veranstaltet, von etwa fünfzig Gulden, welche einige der vornehmsten Glieder dieser bei uns in der Vorbereitung seienden Familie anboten. Endlich, da auch dieses Geld es nicht thun wollte, so wurden sie excommunicirt und mit dem Banne des Papstes belegt. Anbei wurde den Gliedern der römischen Kirche scharf anbefohlen, mit ihnen keine Gemeinschaft zu haben, ja, welches die Wuth dieser Leute anzeigt, die Heiden wurden ersucht, ihnen alle Liebespflichten zu versagen. Bei diesen Umständen suchten wir die Familie von der Art des Kreuzreiches fleißig zu unterrichten und zur christlichen Demuth anzuleiten. Ein und andermal wollte diese dem Fleische so unangenehme Behandlung den Vater und Mutter angreifen. Die Söhne aber, sonderlich der zweite, redeten ihnen herzlich zu, sich dadurch nicht bewegen zu lassen. Wenn die Römischen hernach einen von der Familie sahen, so war des Lästerns kein Ende. Durch göttliche Güte aber wurde die Familie gestärkt, Alles mit Geduld zu ertragen, in Hoffnung, daß aus diesem Leiden viel Gutes entsprießen würde. Nach einigen Monaten ließen sich

Manche von den Römischen vernehmen, daß die Familie doch etwas Besseres bei uns müßte gefunden haben, weil alles Wüthen gegen sie Nichts habe ausrichten können, sie von der evangelischen Lehre abwendig zu machen." —

3. In Poreiar bei Trankebar wohnte ein Weber, dessen Sohn häufig mit einem dortigen Christen Umgang pflegte. Er gewann aus den Gesprächen das Christenthum lieb und kam nach Tirutschinapalli zum weitern Unterrichte. Es war ein aufgeweckter Jüngling. In kurzer Zeit lernte er das Lesen; den christlichen Unterricht hörte er „mit stillem Gemüth" an. Schwartz hatte Grund zu glauben, daß das Wort Gottes ihm nicht vergebens nahe gebracht sei. Als seine Eltern von seinem Vorsatze, das Heidenthum zu verlassen, hörten, geriethen sie gegen den Sohn in Zorn. Sein alter Vater kam nach Tirutschinapalli. Er suchte den Sohn von seinem Entschlusse abzubringen, „da er ja wüßte, was für Schmach er von den Heiden erwarten müßte, ja, daß er auf solche Weise seine Anverwandten, Schwäger und Schwestern nicht mehr sehen müßte, und daß er eine junge Weibsperson, welche ihm zur Braut versprochen worden, verlassen müßte." Der Sohn fiel dem alten Vater zu Füßen, und bat ihn flehentlich, ihn nicht wieder in's Heidenthum zu ziehen. Als die Beiden zu Schwartz kamen, stellte der dem Vater die Seligkeit der Christen vor. Er ermahnte ihn, den lebendigen Gott zu suchen. Dabei bezeugte er ihm, „daß sein Sohn freiwillig herbeigekommen, und daß es ihm frei stände, entweder das Christenthum redlich anzunehmen oder davon abzugehen; nur daß es ihm oder den Katecheten unmöglich sei, ihn zu ermahnen, in's Heidenthum und Verderben zurückzukehren." Hier, sagte Schwartz, stehet euer Sohn, fragt ihn, wie er gesinnt ist in dieser wichtigen Sache; mit Gewalt können oder werden wir ihn nicht halten. Der Sohn aber bekannte offen und frei, daß er

nach wie vor seine Eltern ehren wolle: nur in's Heidenthum zurückzukehren, könne er sich nicht entschließen. Der Vater wurde stiller. Er hörte aufmerksam zu, als ihm der Weg des Lebens gezeigt wurde. Doch stellte er ihm noch einmal die Folgen seines Uebertritts zum Christenthum vor. Er meinte, die Anverwandten seiner Braut würden sich von ihm, wenn er ein Christ werde, zurückziehen. Doch der Jüngling erwiderte, daß er sich um eines Weibes willen nicht vom Christenthum abziehen lassen werde. „Ist das dein Vorsatz," sagte der Vater, „so will ich dich nicht zwingen." Er bat Schwartz, sich des Sohnes anzunehmen und ihn wohl zu unterrichten. Dann schied er von Tirutschinapalli in Frieden. — Noch vor der Taufe des Hindu kam sein älterer Bruder zu ihm. Er wollte ihn mit Gewalt wieder nach Poreiar führen. Aber alle Versuche waren umsonst. Der jüngere Bruder blieb treu und standhaft. In demüthiger Liebe suchte er den Zorn des Aeltern zu besänftigen. Das gelang ihm, wie er es nicht hatte hoffen können. Mehrere Tage blieb der Aeltere bei dem Missionar; er sprach oft mit dem Katecheten und erkundigte sich genau nach dem Gottesdienste der Christen. Der jüngere Bruder aber erhielt in der heiligen Taufe (Mai 1771) den Namen Salomo.

4. Ein Hindu vom Lande hatte in Ureiur bei Tirutschinapalli einen der eingebornen Missionsgehülfen kennen gelernt. Der hatte ihn zu Schwartz geführt, damit der ihn weiter im Christenthum unterrichte. Der Hindu blieb eine Zeit lang in Tirutschinapalli; das, was er da hörte, „nahm er mit stillem Herzen an." Er bezeugte, daß er von der Eitelkeit des Götzendienstes überzeugt sei.

Als er von dem Missionar schied, versprach er, in Kurzem mit seiner Mutter und mit seiner Frau wiederzurückzukehren. Wirklich brachte er seine alte Mutter mit; aber

seine Frau hatte er zu Hause lassen müssen. Sie konnte sich nicht entschließen, den Umgang mit Christen zu suchen. Ihr Gatte dagegen nahm fleißig an dem christlichen Unterrichte in der Missionsschule Theil. Auch bei den Besprechungen, welche Schwartz mit den Gehülfen hatte, war er stets zugegen. Dem Hindu ging das Herz auf. Er lernte die Schrift über alle Bücher lieben. Wenn er da unter den Christen saß, war's seine höchste Freude, ein Kapitel aus der heiligen Schrift vorlesen zu dürfen. „Er und seine alte Mutter," bezeugt Schwartz, „beteten gar herzlich, und wir Alle merkten mit Vergnügen, daß Gott mit dem Jünglinge sei." — Bei seiner Taufe empfing er den Namen Sattianaden d. h. Besitzer der Wahrheit.

Als seine Verwandten und Freunde seinen Uebertritt zur christlichen Gemeinde erfuhren, waren sie sehr erzürnt, Sattianaden aber kehrte sich nicht an ihren Haß. Er reiste voll Zuversicht auf seinen Herrn in seine Heimath, um wo möglich seine Frau und Schwiegermutter zu holen. Es kostete dem jungen Christen gar manche Mühe, ehe die Beiden sich zu einem Besuche in Tirutschinapalli entschlossen. Und als sie da waren, wiesen sie beharrlich jedes Gespräch über den heidnischen Glauben ab. Seine Frau weinte, sobald sie angeredet wurde. Die Schwiegermutter aber zog bald von dannen in's Land zurück; denn, sagte sie, „das ist nicht auszustehen; alle Tage kommen zwanzig, mich zum Christenthum zu überreden, das ist nicht zu ertragen."

Sattianaden aber wuchs in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi. Mit den eingeborenen Gehülfen besuchte er die Christen und Heiden; auch mit Schwartz machte er Ausflüge. Seinem geliebten Lehrer zu dienen, war seine Lust. „Auf meinen Reisen," erzählt Schwartz, „trug er meinen Sack und Pack sehr geduldig und bewies sich in geringen Umständen gar demüthig." Da er Geschick

hatte, so stellte ihn der Heidenbote als Gehülfe bei der Mission an. Sattianaden arbeitete in stiller Treue nicht ohne Segen.

Wie wunderbar der Herr die Herzen der Menschen zu lenken weiß, erfuhr Sattianaden nicht lange nach seiner Taufe. Sein heftigster Feind war sein Schwager, ein erbitterter Heide. Der kam eines Tages nach Tirutschinapalli und fing vor dem Missionshause auf das heftigste gegen seinen Verwandten zu schmähen an. Vergebens nöthigte man ihn, ins Haus zu kommen; vergebens baten die Gehülfen, seine Lästerreden einzustellen. Der Heide wollte sich nicht beschwichtigen lassen. Am folgenden Tage kam er wieder; die erste Hitze seines Zorns hatte sich gelegt. Man redete ihm freundlich zu, man kam ihm mit Liebe entgegen. Das machte Eindruck auf den Hindu. Ja, er ließ sich sogar zum Besuche der Abendbetstunde willig machen. Mit großer Aufmerksamkeit hörte er die Lehre des Evangeliums. Eine neue Welt ging ihm auf. Er bekannte, sein ganzes Leben sei ein Leben in der Irre gewesen, und versprach, mit seiner Frau zum Unterrichte zu kommen. Seinen sechsjährigen Sohn, den er mitgebracht hatte, ließ er sogleich in der Missionsschule. — Diese Umkehr seines Schwagers war unserem Sattianaden große Freude. Es war sein innigster Wunsch, seine Anverwandten mit sich im Glauben an den Herrn Jesum verbunden zu sehen. Er hat für sie manch' brünstiges Gebet vor den Thron der Gnade gelegt. — Als er erfuhr, daß sein Oheim ohne den Trost des Evangeliums gestorben, „hat er bittere, aber gerechte Thränen vergossen." Seine älteste Schwester war an einen strengen Heiden verheirathet. Sie liebte das Christenthum und war geneigt, sich taufen zu lassen. Als ihr Gatte davon erfuhr, drohte er mit Ehescheidung; die Frau war zu schwach, solche Drohungen verachten zu können.

Im Jahre 1775 besuchte Sattianaden seine Verwandten. Vielleicht, dachte er, giebt der Herr Gnade, ihrer etliche zu gewinnen. Sie aber verachteten seine Bitten und Lehren. Nur einer von ihnen ließ sich bewegen, nach Tirutschinapalli zu kommen: das war der achtzehnjährige Sohn seines Oheims. In unermüdlicher Treue half Sattianaden dem Jünglinge zum Verständniß der christlichen Lehre. Er ließ sich keine Mühe und Arbeit verdrießen. „Dieser junge Mensch," sagt Schwartz, „konnte fertig lesen, hatte dabei ein munteres, aufgewecktes Gemüth, faßte die Lehre bald und übte sich fleißig im Gebet. Er ist das Bild unseres Sattianaden, aufgeweckt, bescheiden und ernsthaft. Mit vielem Vergnügen habe ich bemerkt, wie der Gehülfe über diesen seinen Vetter gewacht, wie er des Abends mit ihm allein gegangen, das neue Testament mit ihm gelesen und gebetet, auch ihm die schönsten Geschichten aus dem alten Testament bekannt gemacht." — Schwartz nahm den Jüngling durch die heilige Taufe in die christliche Gemeinde auf. Als man ihn fragte, welchen Namen er sich gewählt habe, antwortete er: Nennet mich in der heiligen Taufe Samuel. — Nachdem Samuel noch einige Zeit in Tirutschinapalli sich aufgehalten, wurde er in seine Heimath entlassen. Sattianaden begleitete ihn dahin, um ihm bei den voraussichtlichen Verfolgungen zur Seite stehen zu können. Was die Beiden geahnt, das traf nur zu bald ein. Ich theile darüber Schwartzens Bericht mit. „Die Heiden, sonderlich das Haupt des Dorfes, welcher sein Anverwandter ist, haben sich sehr unwillig bewiesen, daß er so verwegen gewesen und ein Christ geworden. Sie haben gesagt: das ist ja ein garstiger Mensch, daß er ein Pareier geworden. Sattianaden und unser junger Samuel kehrten in ihres Schwagers Haus ein, welcher heimlich wünscht, ein Christ zu sein, möchte aber gern mit dem Kreuze

verschont sein. Der Katechet hat Allen, die im Dorfe wohnen, ein gut Wort der Ermahnung gegeben und sie gebeten, seinem Freunde Samuel alle nachbarliche Liebe zu beweisen. Allein sie haben ihm bald verboten, daß er nicht auf dem breiten Wege zum Brunnen gehen, sondern einen Umweg nehmen sollte, wenn er Wasser holen wollte, weil er nun ein Pareier geworden. Samuel hat mit demüthiger Gravität geantwortet: Seid nur ruhig, ich will den Umweg nehmen, ich will nicht auf den breiten Weg treten. Da er nun sich geschmeidig bewies, so haben sie sich selbst geschämt und ihn erinnert, nicht mehr den Umweg zu nehmen. Samuel hat von da an des Tages seine Arbeit auf dem Felde verrichtet, des Abends aber hat er seinem Schwager, Schwester und jüngern Brüdern das Evangelium vorgelesen, und so viel er vermocht, erklärt. Ja, wo ich mich recht besinne, so hat er auch seinen Freunden einen christlichen Gesang vorgesungen. Hierüber sind alle Einwohner des Dorfs, sonderlich der Vorsteher, sehr zornig geworden. Der einmüthige Beschluß war: Er muß nicht in dem Dorfe bleiben, er wird das ganze Dorf verwirren. Samuel's Schwager, Schwester und Bruder wurden schlüssig, nach Tirutschinapalli zu gehen. Sie gingen vor Sonnenaufgang aus, da sie im Dunkeln nicht bemerkt wurden. Sie kamen Alle in großem Regen hier an. Samuel blieb etwas bei ihnen und stärkte sich selbst in der Erkenntniß, gab auch einigen Christen Medizin; denn er ist auch ein Arzt und treibt es nebst seinem Feldbau. Diese Familie ließ sich sehr wohl an. Nur konnte der Schwager nicht lesen, und also war sein Zunehmen in der Erkenntniß nicht sehr groß. Ein aufrichtiges Gemüth aber hat er, und seine Frau ist eine angenehme, stille Person, die ihrem Ehemanne recht herzlich gehorcht. Der kleinste Knabe von dieser Familie ist etwa 12 oder 14 Jahre, welcher im

Lesen geschwind sich aufhelfen ließ. Nachdem diese Familie wieder in's Land gehen sollte, so mußte Sattianaden wieder mitgehen, um die Heiden wieder zu befriedigen, von welchen man nicht ohne Grund muthmaßte, daß sie übel zufrieden sein würden. Der Katechet kam an mit seinen christlichen Freunden. Die Heiden waren sehr aufgebracht, schimpften nicht wenig, daß Samuel nicht nur selbst hingegangen, sondern auch ganze Familien verführt hätte. Samuel hatte auch ein Wort, nebst dem Katecheten, zu ihrer Besänftigung sagen wollen; allein das hatte sie noch mehr geärgert. Was, haben sie gesagt, bist Du mit einem Male so weise geworden? Willst Du auch uns unterrichten? Fort mit Dir, Du sollst nicht im Dorfe wohnen. Gut, gut, hat Samuel gesagt, ich will mein Haus abbrechen. Nein, haben sie gesagt, auch das nicht, sondern Du sollst Dir abwärts ein anderes Haus bauen. — Er geht geduldig hin und fängt an, eine Mauer zum neuen Hause aufzubauen. Der Regen aber ist ihm hinderlich gewesen. Hierauf ist ihr Herz erweicht worden, so daß sie ihn mit Freuden gelassen. Der Katechet hat die Heiden gefragt, warum sie so unwillig wären, da der junge Mensch ihnen kein Leid anthäte, sondern in seinem Hause lese, bete und singe. Ei, hat der Vorsteher gesagt, das ist eben die Sache, die uns wie ein Feuer ist." —

5. Im Januar 1772 machte Schwartz mit einem Gehülfen einen Besuch in dem Dorfe Samiaburam. Es wurde da viel mit den Heiden von dem Wege zum Leben geredet. Unter den Hörern befand sich ein heidnischer Schullehrer, von vornehmen Geschlechte. Der hatte seine Lust an dem Vortrage des Glaubensboten. Er hätte wohl gern länger zugehört, wenn Schwartz länger geredet hätte. Aber der konnte das für jetzt nicht, lud jedoch den Hindu ein, nach Tirutschinapalli zu kommen; da könne er das

ganze wahre Gesetz kennen lernen und näher prüfen. Und der Heide ließ sich nicht zweimal bitten. Er kam und blieb vier Tage lang bei Schwartz. Das Wort vom Heile machte Eindruck auf sein Herz.

Als seine heidnischen Anverwandten das merkten, fürchteten sie, er möge dem väterlichen Glauben ungetreu werden. Sie riethen ihm, den Umgang mit den Christen abzubrechen. Der Schullehrer lieh ihren Vorstellungen ein willig Gehör. Aber wie mit Ehren von dem Missionar fortkommen? Er faßte den Entschluß, ohne dessen Wissen Tirutschinapalli heimlich zu verlassen. Am 14. Februar 1772 machte er sich in der Stille fort. Wohl konnte er dem Missionar entfliehen, aber dem Herrn nicht. Der Allmächtige hat ihn auf ergreifende Weise zurückgeholt. Unser Heide lenkt in seiner Freiheit fröhlich seine Schritte den Thoren der Stadt zu. Sein Weg führt ihn an dem Pulvermagazin der Garnison vorbei. Er ist nicht weit von demselben entfernt, als dasselbe in die Luft fliegt. Der Flüchtling wird fast lebendig unter den Trümmern begraben. Umgeben von Leichnamen, gequält von den entsetzlichsten Schmerzen, muß er da zwei Tage verlassen von aller Hülfe liegen. Bei dem Wegräumen des Schuttes fand man den Unglücklichen; da sich bei ihm noch Leben zeigte, wurde er in's Hospital geschickt. Da traf ihn Schwartz bei einem seiner Besuche. Er war so entstellt, daß der Missionar ihn nicht wieder erkannte. Gesicht, Leib und Füße waren jämmerlich zugerichtet. Der Hospitalarzt versprach, sich des Leidenden besonders annehmen zu wollen, gab aber wenig Hoffnung zu seiner Genesung. Der treue Seelsorger besuchte ihn in seiner Krankheit oft. Er stärkte ihn aus Gottes Wort; er zeigte ihm den rechten Arzt Leibes und der Seele; er betete mit ihm. — Da auf dem Krankenbette läuteten dem Heiden die Glocken zum neuen Leben aus Gott. Er fühlte seine

Sünden. Er sah sein Elend als eine Züchtigung vom Herrn an. Er meinte, das sei ihm widerfahren, weil der Herr sein unlauteres Herz gegen den Lehrer gesehen habe. — Die Züchtigung des Herrn ist ein Ziehen seiner Gnade. Sie giebt am Ende, so sie recht verstanden wird, eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet sind. Das erfuhr Schwartz an dem Hindu. Nach vier Monaten verließ der Kranke das Hospital, genesen an Leib und Seele. Er begehrte die heilige Taufe; und Schwartz wehrte sie ihm nicht. Er wurde Abiseganaden d. i. Gesalbter, Christ, genannt. Der junge Christ hat diesen Namen mit Ehren getragen. Schwartz stellte ihn als Schullehrer bei der Mission an, denn er hatte zu dem Amte Geschick. „Sein Gemüth ist gefaßt und männlich," bezeugt der Heidenbote von ihm; „er beweist in der Schule Fleiß und hat eine gute Gabe, die Kinder in der Zucht zu halten, ohne große Schärfe zu gebrauchen." —

6. Im Norden von Tirutschinapalli wohnte ein betagter Hindu, über hundert Jahre alt. Früher ein wohlhabender Mann, hatte er durch den Krieg und andere unglückliche Verhältnisse den größten Theil seines Vermögens verloren. Er stand mit einem Fuße im Grabe, aber er sollte den Tod nicht sehen, er hätte denn zuvor den Christ des Herrn gesehen. Ein in seiner Nähe wohnender bekehrter Hindu hatte mit ihm oft von dem Heilande geredet. Und da der Alte ein Verlangen nach weiterem Unterrichte ausgesprochen, so war er von jenem veranlaßt, nach Tirutschinapalli zu gehen. Der Weg dahin ist ihm nicht zu viel. Er nimmt seinen Wanderstab und erreicht, zwar unter großen Beschwerden, doch wohlbehalten das Missionshaus in Tirutschinapalli. Er wurde ein aufmerksamer Schüler Schwartzen's. Für sein hohes Alter faßte

er die Lehren des Evangeliums mit großer Leichtigkeit. Er hat sie aber auch in sich hineingebetet. —

Kurze Zeit war der Greis im Unterrichte, als er erkrankte. Er meinte, diese Krankheit werde die letzte sein, daher bat er dringend, daß man ihn doch nicht ohne die heilige Taufe sterben lassen möge; „denn," sagte er, „ich glaube an Jesum Christum." — Zu dem Katecheten Rajappen (d. h. Petrus), hatte der Greis eine innige, zärtliche Liebe. Er begehrte bei seiner Taufe, daß ihm dieser Name gegeben werde.

Von der Krankheit genas der Alte. Aber der Herr eilte mit diesem Simeon aus der Zeit. Gegen die Regenzeit bekam er eine Geschwulst, die ihn gänzlich entkräftete. Er zeigte sich in seinem Leiden als ein Kind Gottes, das seiner Erlösung gewiß ist. Schwartz besuchte ihn vor seinem Tode. „Nun, Priester," sagte der theure Greis, „ich gehe in's Reich der Seligkeit; und wenn ich da angekommen, so thut doch Fleiß, daß mein Weib, welches auch an neunzig Jahre alt ist, mir einmal nachfolge." Als der Missionar ihn am folgenden Tage wieder besuchte, fand er ihn ohne Verstand. Nicht lange nachher verschied er und „ward als ein alter Vater von hundert Jahren und als ein Kind Gottes von etlichen Monaten ehrlich und christlich begraben."

Der Heidenbote ehrte den letzten Wunsch des Seligen. Er nahm sich mit besonderer Liebe der betagten Wittwe an. Ich finde von ihm folgendes schöne Zeugniß über sie: „Sie hat uns mit ihrer mütterlichen Gravität, Gebet und Wandel erfreut. Ihr weißes Haar ist ihr eine Zierde. Sie hat etwas von dem Sinne der heiligen Matronen, die Paulus und Petrus beschrieben. Diese alte Mutter wird von uns Allen geliebt und werth gehalten." — Sie starb selig im Glauben an ihren Erlöser. Ihre Freunde waren

bei ihrem Tode gewiß, daß sie ihrem Manne in's Reich der Seligkeit nachgefolgt sei.

7. In Paleiam, einem etwa acht Tagereisen von Tirutschinapalli entfernten Dorfe, diente bei einem europäischen Kaufmann ein Hindu als Buchhalter. Geschäfte seines Herrn führten ihn nach Tirutschinapalli. Er hörte während seines dasigen Aufenthaltes die Predigt des Evangeliums; er war von derselben ergriffen. Als er nach Paleiam zurückkehrte, versprach er, dem Gehörten nachdenken zu wollen. Er hielt Wort. Das Evangelium war ihm lieb geworden; er las es gern und fleißig. Sein Herr half ihm im Verständniß desselben, so gut der's vermochte. Nach einiger Zeit war er entschlossen, sich taufen zu lassen. Da aber sein Herr meinte, daß Tirutschinapalli zu weit sei, so schlug er dem Heiden vor, sich von ihm taufen zu lassen. Und der war damit zufrieden. Schwartz erhielt von dem Kaufmann die Nachricht davon. Der Heidenbote konnte das Verfahren nicht billigen, „denn der junge Mensch betete wohl für sich, las auch das Neue Testament, hatte aber keine Kenntniß vom Christenthum, daher er sich im Aeußern den Heiden gleichstellte." Darum bestand Schwartz darauf, daß der Getaufte wenigstens für einen Monat zum Unterrichte nach Tirutschinapalli kommen müsse. Der Europäer gab dem Verlangen des Missionars nach. Mit einem jüngern achtzehnjährigen Bruder zog der Hindu zu Schwartz. Ich lasse den Missionar selbst weiter erzählen. „Der jüngere Bruder wußte noch nicht, daß der Aeltere getauft war. Der Aeltere wurde also näher unterrichtet. Die Katecheten machten sich auch an den jüngern, welcher aber gar feurig war und sagte: Ich leide es noch wohl von dem Priester, wenn er von der Abtretung des Heidenthums mit mir redet und trage es mit Geduld; ihr aber müßt euch dergleichen nicht unterstehen, sonst schlage ich euch in's Gesicht. Ich

hörte von seinem hitzigen Betragen und nahm ihn vor, doch mit Liebe. Ich habe gehört, sagte ich, daß Du etwas warm und zornig bist. Nun, ich verwerfe Dich deswegen nicht. Ich kann Dich versichern, daß ich mehr Hoffnung zu Dir habe, als zu solchen, welche zu Allem gleich ja sagen. Siehe, hier ist ein Häuflein Heiden, welche unterrichtet werden. Sie sind von hohen und niederen Geschlechtern. Nun glaube ich gern, daß Dein Hochmuth es nicht vertragen kann, sogleich unter sie Dich hinzusetzen. Du kannst etwa zwanzig Schritte abwärts sitzen, und so in der Nähe zuhören. Nachdem Du Alles angehört, wirst Du besser im Stande sein, von der Lehre zu urtheilen. Du magst sie dann annehmen oder verwerfen, je wie Du überzeugt sein wirst. Und ihr Katecheten, sagte ich, laßt ihn ein paar Tage ganz ruhig, bis sich die Hitze ein wenig gelegt hat. Diesen Rath hörte er halb mit Unwillen und halb mit gutem Willen an, kam ein und andermal ganz von der Seite, bald darauf näher, und endlich setzte er sich zu meinen Füßen nieder. Ich saß in der Mitte. Bald darauf las er ein wenig und wurde ganz aufmerksam. Nach drei Monaten fragte ich ihn, was er nun dächte, und ob er den Herrn Christum durch die heilige Taufe anziehen, oder ob er in seinen vorigen Wegen bleiben wolle. Nein, sagte er, ich begehre nun, getauft zu werden. Wir merkten vorher, daß er herzlich vor sich betete. Er wurde öffentlich getauft und erwählte den Namen Samuel. Er ist ein ernstlicher Jüngling, hält sich auch zum täglichen Gebet. Der Herr befestige, gründe und stärke ihn mehr und mehr!" —

8. Ein Hindujüngling kam einmal aus Neugierde nach Tirutschinapalli, um die christlichen Lehrer zu hören. Drei Jahre nach diesem Besuche waren verflossen, ohne daß irgend eine Wirkung des Gehörten an ihm wahrzunehmen war. Ein englischer Unteroffizier, welcher früher im Dienste der

ostindischen Compagnie in Tirutschinapalli gestanden hatte, lernte den Heiden näher kennen. Und da er an ihm eine Neigung zum Christenthum merkte, schickte er ihn mit einem Briefe zu Schwartz (1775). Der Heidenbote hatte den Jüngling fünf Monate im Unterrichte. Sein Fleiß im Lesen der heiligen Schrift machte dem Lehrer große Freude. Auch nach seiner Taufe, bei welcher er den Namen Salomo empfing, zeichnete er sich durch Lernbegierde aus. — Salomo gehörte einer zahlreichen Hindufamilie an. Die war über seine Taufe äußerst ungehalten. Sein ältester Bruder kam zu ihm und machte ihm die bittersten Vorwürfe. Salomo besänftigte den Zorn des Bruders durch seine Liebe. „Der christliche Bruder demüthigte sich vor ihm, wie Jacob vor Esau.“ Er erklärte ihm, daß er ihn als seinen ältesten Bruder, welcher das Haupt der Familie sei, ehren und lieben werde. Aber er bat ihn, die christliche Lehre zu untersuchen und sie, wenn er ihre Herrlichkeit erkannt habe, anzunehmen. Durch sein demüthiges und freundliches Entgegenkommen gewann Salomo seines Bruders Herz. Der wilde Zorn desselben legte sich. Der Aeltere fing an zu hören und zu untersuchen. — Lieber Leser, es hat sich schon Mancher durch sein Untersuchen um das köstlichste Kleinod, das Heil der Seele, gebracht. Solch' Untersuchen ist meistens nur ein Besprechen mit Fleisch und Blut. Und das taugt nicht. Es führt nicht zum Herrn hin, sondern von ihm ab. Auch dem Heiden ging's so. Er bat sich Zeit aus, in welcher er noch dies oder jenes zu besorgen habe. Als Schwartz ihm rieth, er möge zuerst Gott und seine Gnade suchen, so werde sich das Uebrige auch finden, meinte er, das sei ein Rath, den er nicht befolgen könne. Er also besorgte seine Sachen, und blieb am Besorgen. Er konnte sich nicht davon losmachen. Dazu trug seine Frau redlich bei. „Sein Weib ist ihm eins der größten

Hindernisse, welche es nicht ertragen kann, den hier verachteten Heiland anzunehmen." — Salomo fand einen Dienst bei einem englischen Herrn. Er wandelte rechtschaffen vor Gott und den Menschen. Nicht bloß sich, sondern auch Andere suchte er zu erbauen. — Ein jüngerer Bruder Salomo's dagegen nahm es ernster als der Aeltere mit seiner Seele Heil. Das Wort vom Gekreuzigten nahm er mit Freuden auf, so daß Schwartz „Ursache hatte, ihn für einen Anfänger im Christenthum zu halten und zu lieben." Da er lesen konnte, so nahm er in der Erkenntniß der christlichen Wahrheit schnell zu. Er betete täglich um die Gnade des Herrn. „Doch ist er," sagt Schwartz im Berichte vom Jahre 1775, „dem Ansehen nach seinem Bruder Salomo nicht gleich, weder in der deutlichen Erkenntniß der christlichen Lehre, noch auch in dem demüthigen Ernst. Von Natur ist er lebhaft und zur Arbeit willig und geschickt. Beide Brüder leben jetzt an einem Orte, wo der Nabob ein Kavallerie-Regiment hält. Beide lieben sich herzlich und erbauen sich, so gut als sie können."

An Schmähungen der Welt fehlte es dem christlichen Bruderpaare nicht. Die Heiden waren gegen sie so aufgebracht, daß sie den Untreuen verboten, in ihre Nähe zu kommen. Als ein Heide es einmal gewagt hatte, mit ihnen zu essen, wurde er hart bestraft. Doch ertrugen die Jünger des Herrn das Kreuz stille und getrost, wie es Schwartz ihnen oft eingeschärft hatte. „Wenn Christen die Lästerungen der Heiden mit stillem und gefaßtem Herzen anhören und sich also weder in Zorn noch in Niedergeschlagenheit bringen lassen, so hören die Heiden von selber auf. Dies traf hier ein. Manche von den heidnischen Bedienten der im Regiment stehenden Offiziere haben es hernach den beiden christlichen Brüdern abgebeten, daß sie sich vorher so grob bewiesen, lassen sich auch nun etwas aus dem Neuen Testa-

ment vorlesen. So siegt die Wahrheit auf dem Wege des Kreuzes, wofür die Güte des Herrn angebetet werden müsse!"

Der Glaube bricht durch Stahl und Stein,
Und kann die Allmacht fassen;
Er wirket Alles und allein,
Wenn wir ihn walten lassen.
Wenn einer nichts als glauben kann,
So kann er Alles machen;
Der Erden Kräfte sieht er an
Als ganz geringe Sachen.

Gelobet sei die Tapferkeit
Der Streiter unsers Fürsten;
Verlacht sei die Verwegenheit,
Nach ihrem Blut zu dürsten!
Wie gut und sicher dient sich's nicht
Dem ewigen Monarchen!
Im Feuer ist Er Zuversicht,
Für's Wasser baut Er Archen.

Und wenn die treuen Zeugen seh'n,
Worauf sie's Leben wagen,
So mögen sie nicht widersteh'n,
Und lassen sich erschlagen.
Sie wollen der Erlösung nicht,
Die sie vor'm Leiden birget;
Um jener Auferstehung Licht
Ward mancher gern erwürget.

Drum woll'n wir unter Gottes Schutz,
Den Satan zu vertreiben,
Und seinem Hohngeschrei zum Trutz
Mit unsern Vätern gläuben;
Und läßt uns Gott, nach Rosenart,
Auch unter Dornen weiden,
Wie's Jesu einst beschieden ward,
So wollen wir dann leiden!

Sechstes Kapitel.

Schwartzen's Wirksamkeit in Tanjour bis zu seiner Niederlassung daselbst.

Saget unter den Heiden, daß der Herr König sei, und habe sein Reich, so weit die Welt ist, bereitet, daß es bleiben soll, und richtet die Völker recht.

Psalm 96, 10.

Bei seinem Eintritte in die Missionsarbeit zu Tirutschinapalli hegte Schwartz die Hoffnung, daß sich ihm von da aus eine gesegnete Wirksamkeit im Innern des Landes eröffnen werde. Wie ich bereits erwähnt habe, so war es namentlich das Königreich Tanjour, in welches er von Tirutschinapalli aus mit der Predigt des Gekreuzigten vorzudringen beabsichtigte. Je mehr der Heidenbote das Elend kennen lernte, unter welchem das Land seufzte, desto mehr wuchs sein Eifer, ihm die rechte Hülfe im Evangelium zu bringen.

Schwartz hat uns in ergreifender Darstellung die Noth Tanjours geschildert. Der König oder Radscha herrschte über das Land mit unumschränkter Gewalt; aber „er war mehr ein Sklave, als ein König.“ Er war ein Spielball in den Händen seiner eifersüchtigen Weiber; verschlagenen und geldgierigen Brahminen hatte er die Verwaltung des Landes anvertraut. Der Einfluß, welchen die Priester auf ihn zu gewinnen gewußt hatten, machte ihn zu einem willenlosen Werkzeuge ihrer eigennützigen und ungerechten Absichten. Die Gesetze des Landes wurden von ihnen ungestraft übertreten; das Recht des Volks wurde Nichts geachtet. — Weil die Beamten auf die Unterdrückung der Unterthanen ausgingen, so suchten diese durch allerlei

Betrug sich so schadlos wie möglich zu halten. Bei den Meisten galt der Grundsatz: Ohne Stehlen kann man nicht leben.

Wie es mit der Kinderzucht im Lande aussah, darüber magst Du Schwartz selbst hören. „Wenige Kinder lernen lesen, schreiben und Rechnung führen. Das Lesen lernen sie aus heidnischen Büchern, worin die erdichteten Erscheinungen ihrer Götzen nebst allen ihren ungerechten und unreinen Handlungen beschrieben werden. Nun denken sie: wir können nicht besser werden, als unsere Götter; diese aber haben Lügen, Unreinigkeit, Ungerechtigkeit und Rachsucht allenthalben ausgeübt, es kann daher nicht so sündlich sein. Hierdurch wird auch das Wenige, so sie aus Betrachtung des Werks der Schöpfung erkennen, sehr verdunkelt. In ihren Götzentempeln werden die allerschändlichsten Handlungen ihrer Götzen in Bildern und ärgerlichen Gemälden gezeigt, welches die armen Leute vollends in den Koth ihrer Lüste versenkt. Die Folgen von diesem teuflischen Unterricht sieht man zu deutlich. Leib und Seele wird hierdurch zerstört. Viele Tausende fühlen ihren Irrthum auf eine empfindliche Weise. Die Auferziehung der Knaben ist höchst elend; das weibliche Geschlecht aber wird ganz verabsäumt. Es ist höchst selten, daß ein Vater seiner Tochter Gelegenheit gibt, lesen zu lernen."

Auf die Einladung des Kapitain Berg begab sich Schwartz im April 1769 nach Tanjour*). Wo ihm unterwegs Gelegenheit gegeben wurde, den Samen des Wortes auszustreuen, da ließ er sie nicht ungenutzt. Der Herr, der ihm bisher die Wege gebahnt, eröffnete ihm auch in Tanjour die Aussichten auf eine erfolgreiche Wirksamkeit.

*) Eben hatten die Engländer mit dem kühnen Eroberer Hyder Ali Frieden geschlossen, so daß jetzt für die Missionsarbeiten durch die Kriegsunruhen keine Gefahr zu fürchten war.

Der König hatte von Schwartz gehört; er war begierig, den christlichen Lehrer kennen zu lernen. Schwartz wurde zu ihm in den Königspalast beschieden. Am 30. April, gegen fünf Uhr Abends, betrat der Heidenbote, nachdem er fast den ganzen Tag über hatte warten müssen, das königliche Gemach. In einem Briefe an den jüngeren Francke in Halle vom 3. Juni 1769 hat er selbst diesen Besuch näher beschrieben. Ich theile ihn Dir mit*). — „Am 30. April, nachdem ich vor der tamulischen Gemeinde über das Gebet gepredigt hatte, würde ich auf die Festung gerufen. Von 11 Uhr Vormittags bis 5 Uhr Nachmittags war ich auf dem Schloß und redete mit allerlei Menschen, bis ich ganz müde ward. Ein Brahmine fragte mich, wie man die irdischen Lüste überwinden könnte? Ich wies ihn zu dem Erlöser der Welt hin, zu dessen Leiden und Tod und den Kräften des heiligen Geistes, die er uns dadurch erworben hat. Andern predigte ich des Menschen tiefes Verderben, den herrlichen Erlöser von Sünde, Tod und Hölle, und den Weg der Gottseligkeit. Als ich aufs Schloß kam, waren da viele hundert Schreiber, Rechnungsführer und Bediente, die Alle recht freundlich waren und wünschten, daß ich so predigen könnte, daß das ungerechte, gottlose Wesen zu nichte gemacht würde. Bis 5 Uhr hielt ich mich an einem Orte auf, wo sich der König bisweilen öffentlich zeigt. Darauf wurde ich durch viele dunkle Wege zum König geführt, der in einem viereckigen Raume auf einem Bette saß, das oben fest gemacht war, und in welchem er sich wiegen konnte. Auf beiden Seiten zu seinen Füßen saßen seine Bedienten. Gleich oben ihm gegenüber war in einer Entfernung von 10—12 Fuß ein Stuhl für mich

**) Eine andere Nachricht über diese Zusammenkunft gab Schwartz in seinem Jahresberichte von 1769, Neuere Hallesche Berichte Band I. S. 499 — 502.

gesetzt. Der persische Dolmetsch sagte auf Persisch, daß der König vortheilhaft von mir habe reden gehört und deshalb nach mir geschickt habe. Ich dankte dem Könige für sein Wohlwollen, daß er mich habe rufen lassen, und wünschte, daß ihn Gott mit allerlei Segen reichlich segnen wolle. Der persische Dolmetsch wollte nicht sagen, daß ich den König gesegnet habe, weshalb Einer, der nahe bei ihm stand, sagte: „Er segnet Euch.“ Der König antwortete freundlich: „Er ist ein Priester.“ Dann wurde gefragt, ob ich verheirathet sei, worauf ich antwortete: nein. Der König fragte, woher es käme, daß einige europäische Leute den Bilderdienst verwürfen, Andere aber, wie die Franzosen und Portugiesen, ihn beibehielten? Ich bat um die Erlaubniß, Tamulisch reden zu dürfen, damit es die Umstehenden verstehen könnten, und sagte: Der Bilderdienst ist in Gottes Wort ausdrücklich verboten; aber weil das Wort Gottes dem Volke nicht in die Hände gegeben wird, so gerathen sie in Abgötterei und gehen irre. Auf die Frage: wie man denn zur Erkenntniß Gottes komme? antwortete ich: Gott hat sich nach seiner großen Barmherzigkeit den Menschen auf zweierlei Weise geoffenbart, zuerst durch die großen Werke, die er geschaffen hat, Himmel, Erde, Sonne und Mond, wodurch er seine Allmacht, Güte und Weisheit, bewiesen und also diese großen Werke zu unserer Belehrung hingestellt hat; ja täglich offenbart er sich durch seine tägliche Fürsorge für uns. Alles, was wir essen und trinken, fordert uns auf, Gott zu erkennen und ihn dankbar zu verehren. Das andere Mittel, welches Gott uns in Gnaden geschenkt hat, daß wir ihn dadurch erkennen sollen, ist sein Wort, welches er durch gewisse, von ihm selbst dazu bereitete heilige Menschen hat aufschreiben lassen. Aus demselben können wir deutlich erkennen und lernen, was zu unserer Seligkeit zu wissen nothwendig ist, und was wir durch

Betrachtung der Schöpfung nicht hätten ausfindig machen können. Wenn es nun der König erlaubt, will ich einige Hauptlehrsätze kurz darlegen. Der König sagte: Ja, ich erlaube es; nenne einige Hauptlehrsätze! Darauf ich: Die größte Hauptlehre betrifft den einzig wahren Gott und seine Herrlichkeit. Das Wort oder das Gesetz lehrt uns, daß Gott ein Geist ist, der einen unendlichen Verstand hat, aber keine Gestalt, keinen vergänglichen Leib, wie wir. Deshalb ist es seiner Ehre zuwider, wenn die Menschen ihn abbilden. Sie stellen ihn da als einen vergänglichen Menschen dar und spotten seiner, statt, wie sie meinen, ihm Ehre zu erweisen. Weiter sagt das Wort, daß Gott allwissend, heilig und gerecht, gütig, barmherzig und allgegenwärtig ist. (Diese Eigenschaften Gottes wurden erklärt, und Einer von des Königs vornehmsten Bedienten wiederholte allemal die Erklärung.) Ist nun der wahre Gott ein Geist, ist er allwissend, heilig, gerecht, allmächtig und allgegenwärtig, so bedenket doch, ob man ihn abbilden könne! Ist ein Steinbild oder ein Holzklotz, der weder Verstand noch Heiligkeit, noch Kraft, etwas zu thun, besitzt, eine passende Abbildung des allmächtigen, heiligen und allwissenden Gottes? Wird nicht der wahre Gott dadurch verunehrt, und seine Erkenntniß gehindert? Wir Europäer haben vorzeiten auch Götzenbilder von Gold, Silber, Stein und Holz gemacht, haben uns vor diesen Götzenbildern gebeugt und sind rings in der Irre umhergelaufen, (dieser Ausdruck mußte dem Könige zu lebhaft vorgekommen sein, denn er lächelte, sagte aber doch: fahre fort!) aber Gott hat sich über uns erbarmt, uns Lehrer der Wahrheit gesendet und zu seiner Erkenntniß gebracht. Hier führte ich die Lehrer, welche das Evangelium zuerst in Europa verkündigt hatten, redend ein, ließ sie ihre Gründe gegen das Heidenthum in recht starken Ausdrücken anführen und die

Europäer beweglich ermahnen, den Götzendienst fahren zu lassen und sich zu dem lebendigen Gott zu bekehren, denn ich glaubte, daß ich auf diese Weise mit dem geringsten Anstoße die Wahrheit vorlegen könnte. — Darauf kamen wir zu der andern Hauptlehre, nämlich von dem Verderben, welches sich von Natur in dem Herzen aller Menschen findet. Ich sagte: eine Seele, welche Gott über Alles fürchtet, liebt und vertraut, deren Gedanken, Begierden und Neigungen also auf Gott gerichtet sind, um ihn zu ehren und zu preisen, eine solche Seele ist gesund. Sehen wir aber nun auf uns selbst und prüfen wir uns, so finden wir, daß unsere Neigungen und Begierden auf irdische, fleischliche Dinge gerichtet sind. Daraus merken wir, daß unser Herz und unsere Seele sich nicht in dem rechten, Gott wohlgefälligen Zustande befindet, sondern verderbt ist. Und dies lehrt uns auch Gottes Wort, das mit einer trüben Erfahrung übereinstimmt. Darauf kamen wir zu der dritten Hauptlehre, wie wir durch den Mittler von unserm Jammer und Elend können befreit werden. Ich sagte, daß ich ihm zuerst, wenn er es erlaubte, ein schönes Gleichniß vorlegen wollte, das in Gottes Wort enthalten sei. Der König sagte: Ja, laß es uns hören. Es war das Gleichniß von dem verlorenen Sohne, das ich erst erzählte und dann anwendete. Ich zeigte, wie wir von Gott abgefallen und dadurch Verstand und Willen, Leib und Seele verderbt hätten; ich zeigte, daß das Beste, was wir im Dienst der Sünde und des Teufels erwarten könnten, Träber seien, und daß die Betrachtung sowohl des Guten, das der gnädige Gott uns schenken will, als des Jammers, den wir im Dienste der Sünden ernten, uns zum Aufstehen auffordern soll; ich zeigte endlich, daß uns Gott mit unsäglicher Liebe annehmen will. Hier wurde ich fortzufahren gehindert; denn es wurde Backwerk gebracht

und ich aufgefordert, zu essen. Ich aß ein wenig und erzählte, daß wir Christen, wenn wir leibliche Güter, Speise und Trank genießen, Gott für seine Güte gegen uns zu loben und ihn um seine Gnade anzurufen pflegen, um die leiblichen Kräfte, die wir durch den Genuß seiner Gaben empfangen, zu seinem Dienst anzuwenden. Ich hielt dann nach des Königs Verlangen ein Gebet. Darauf begehrte er ein geistliches Lied zu hören, da er erfahren hätte, daß wir zu singen pflegten. Da ich ein solches Begehren erwartet hatte, hatte ich das Lied: „Mein Gott, das Herz ich bringe Dir," bei mir *) und sang ihm die drei

*) Nach dem deutschen Originale Joh. Kasp. Schade's lauten die Verse so:

Mein Gott, das Herz ich bringe Dir
Zur Gabe und Geschenk;
Du forderst dieses ja von mir,
Deß bin ich eingedenk.

Gieb mir, mein Sohn, Dein Herz! sprichst Du,
Das ist mir lieb und werth;
Du findest anders auch nicht Ruh'
Im Himmel und auf Erd'.

Nun Du, mein Vater, nimm es an,
Mein Herz, veracht' es nicht,
Ich geb's, so gut ich's geben kann,
Kehr' zu mir Dein Gesicht.

Zwar ist es voller Sündenwust
Und voller Eitelkeit,
Des Guten aber unbewußt
Und wahrer Frömmigkeit.

Doch aber steht es nun in Reu',
Erkennt sein'n Uebelstand
Und träget jetzo vor dem Scheu,
Daran's zuvor Lust fand.

ersten Verse vor. Die übrigen las ich ihm vor und fügte einige Erklärungen hinzu. Der letzte Vers war der fünfzehnte: „Ubattirangöl wara tse, nir adarittirum" u. s. w. Darauf bezeigte der König seine Zufriedenheit und sagte,

---

Hier fällt und liegt es Dir zu Fuß'
Und schreit: nur schlage zu!
Zerknirsch', o Vater, daß ich Buß'
Rechtschaffen vor Dir thu!

Zermalme meine Härtigkeit,
Mach' mürbe meinen Sinn,
Daß ich in Seufzer, Reu' und Leid
Und Thränen ganz zerrinn'.

Sodann nimm mich, mein Jesu Christ,
Tauch' mich tief in Dein Blut;
Ich glaub', daß Du gekreuzigt bist
Der Welt und mir zu gut.

Stärk' mein' sonst schwache Glaubenshand,
Zu fassen auf Dein Blut,
Als der Vergebung Unterpfand,
Das Alles machet gut.

Schenk' mir nach Deiner Jesushuld,
Gerechtigkeit und Heil,
Und nimm auf Dich mein' Sündenschuld
Und meiner Strafe Theil.

In Dich wollst Du mich kleiden ein,
Dein' Unschuld ziehen an,
Daß ich, von allen Sünden rein,
Vor Gott bestehen kann.

Gott, heil'ger Geist! nimm Du auch mich
In die Gemeinschaft ein,
Ergieß' um Jesu willen Dich
Tief in mein Herz hinein.

Dein göttlich Licht schütt' in mich aus
Und Gluth der reinen Lieb',

daß er niemals dergleichen von einem Europäer gehört hätte; ich möchte es nicht übel nehmen, daß er mich den ganzen Tag habe warten lassen. Ich bezeugte, daß ich ihm von ganzem Herzen alles Gute und allen Segen wünschte, und damit nahm ich Abschied." —

Schwartz verließ nicht lange nach dieser Zusammenkunft Tanjour. Er ließ dem Könige noch einmal durch seinen Freund, den Kapitain Berg, für sein Wohlwollen danken. Als der König von der Abreise des Heidenboten hörte, sagte er: „Was, ist der Padre weggegangen, ich meinte, er würde bei uns bleiben." Auf die Antwort Berg's, daß der König ihm ja nicht zu bleiben geheißen, erwiderte er: „Es ist mein ernstlicher Wunsch, daß er hier in Tanjour wohne." Schwartz erhielt durch seinen Freund von dieser günstigen Stimmung gegen ihn Nachricht. Er berieth mit seinen Mitarbeitern in Trankebar, Madras und Cudelur, wie dieselbe für die Ausbreitung des Reiches Gottes zu benutzen sei. Die Brüder hielten für gut, daß Schwartz sich wiederum nach Tanjour begebe, „um zu sehen, was des Königs Absicht sei." Da ihn der König eingeladen hatte, so machte sich der Missionar schon im Juni 1769 auf den Weg. Er wurde von dem Radscha

---

Lösch' Finsterniß, Haß, Falschheit aus,
Schenk' mir stets Deinen Trieb.

Hilf, daß ich sei von Herzen treu
Im Glauben meinem Gott,
Daß mich im Guten nicht mach' scheu
Der Welt List, Macht und Spott.

Hilf, daß ich sei von Herzen fest
Im Hoffen und Geduld,
Daß, wenn Du mich nur nicht verläßt,
Mich tröste Deine Huld.

freundlich empfangen. „Nach einigen wenigen Fragen,“ so berichtet er, „fragte mich der König, was das bedeute, daß wir den Sonntag feierten? Ich erklärte ihm das Gebot Gottes von der Feier des Sabbathtages und von der gnädigen Absicht Gottes bei Gebung dieses Gebotes, daß es nämlich gegeben sei, uns heilig und selig zu machen; oder daß der Sabbathtag von Gott dazu geordnet sei, daß wir mit Beiseitsetzung auch rechtmäßiger Arbeit für das Heil unserer Seelen sorgen sollen. Er fragte ferner, warum wir Christen uns nicht schmierten, wie sie thäten? Ich antwortete, die Heiden hätten die Meinung, daß sie dadurch von Sünden gereinigt würden; wir aber wüßten, daß die Sünde dadurch nicht könnte getilgt werden, sondern Gott habe ein anderes Mittel durch Sendung eines mächtigen Heilandes dazu verordnet, welcher unsere Sünden auf eine dem heiligen Gott gemäße Weise abgethan, und daß wir durch den Glauben an diesen Heiland die Tilgung unserer Sünden zu suchen hätten. Er fragte etwas von dem Könige in England und wünschte unser Land zu sehen. Ich nahm davon Gelegenheit, ihm etwas von dem Christenthum, welches in unserm Lande gelehrt würde, zu sagen, und wie dasselbe der Weg sei, wodurch den Königen und Unterthanen Heil widerfahre; fügte auch hinzu: das ist unser Wunsch, daß ihr und eure Unterthanen es ebenfalls annehmen möchtet, damit ihr und eure Unterthanen eben das Heil in Zeit und Ewigkeit dadurch erlangen möget. Er sahe mich an und lächelte. Sein Haupt-Brahmine, welcher die Verwaltung des Landes und der Einkünfte besorgt, kam oft mit Nebendingen ein und wollte unter Andern einen Vers im Persischen wiederholen, welchen er in seinen jüngern Jahren gelernt. Der König verlangte, ich sollte mit dem Brahminen Persisch reden, welches ich that. Ich gab ihm eine kurze Ermahnung, er bezeugte aber, daß

er das Persische wieder vergessen habe. Er erzählte aber dem Könige, was er in Pondicheri bei den Römischen gesehen, worauf der König antwortete, daß wir von den Römischen weit entfernt wären. Die Unterredung endigte sich hier, und der König zeigte mir mit der Hand, daß ich bleiben würde." — Schwartz hielt sich wohl einen Monat in Tanjour auf. Er sah hier ein großes Feld vor sich, das weiß war zur Ernte. Es wartete nur der Schnitter. Die Hindu waren begierig nach dem Worte des Lebens. Haufenweise strömten sie herzu, es zu hören. Zu bestimmten Stunden des Vor- und Nachmittags predigte Schwartz auf den Straßen und öffentlichen Plätzen der Stadt. Er erklärte da gern die Gleichnisse des Herrn, an denen die Heiden ihr besonderes Wohlgefallen hatten. Sie lobten das Christenthum und sagten: wenn nur der König es annehmen wolle, so wollten sie alle das Heidenthum verlassen. Schwartz hegte die Hoffnung, daß der König sich noch einmal von dem Götzendienste lossagen und das Christenthum annehmen werde. Wenigstens hörte der Fürst gern die Verkündigung des Wortes von der Versöhnung. Als der Heidenbote einmal vor dem Palaste von dem wahren Gotte Zeugniß ablegte, stand der König in einem Oberzimmer und hörte aufmerksam zu. Er äußerte gegen die Anwesenden: „Er erkläret unsere Götzen für lauter Teufel; wir müssen ihn nur hier behalten, um das thörichte Volk zu unterrichten." —

Du kannst denken, daß die Brahminen Schwartzens Wirksamkeit zu hemmen suchten. Einer von ihnen warf ihm einmal auf öffentlicher Straße vor, er mache es, wie die römischen Priester, und ziehe die Leute mit Geld zu sich. Unser Heidenbote forderte den Hindu vor der versammelten Menge auf: Beweise mir, daß ich oder meine Brüder in Trankebar auch nur einen Heiden mit Gelde herbeigelockt

haben, so will ich schweigen. Der Brahmine sagte: Was! habe ich dergleichen nicht gesehen in Pondicheri? — Schwartz erklärte ihm aber, daß er mit den Priestern in Pondicheri keine Gemeinschaft habe. — Die Zuneigung des Königs gegen die christlichen Lehrer sahen die heidnischen Priester höchst ungern. Sie fürchteten, Schwartz werde ihre betrügerischen Wege aufdecken und sie dadurch um ihren Einfluß bei dem Fürsten bringen. Darum suchten sie jede Zusammenkunft des Königs mit dem Missionar zu hintertreiben. Und der König mußte ihrem Willen folgen. „Der arme König," sagt Schwartz, „sitzt wie im Gefängniß. Seine Bedienten betrügen ihn und das ganze Land. Diese sind's, welche das Hiersein eines Missionars auf's Aergste verhindern. Oeffentlich wurde gesagt, daß der König mich gerne um sich haben möchte; allein die großen Bedienten wären dawider." — Vor seiner Abreise ließ Schwartz dem Radscha durch einen Beamten sein Salam bringen und anfragen, was der Fürst über sein weiteres Bleiben in Tanjour beschlossen habe. Er erhielt die Antwort, daß er für dieses Mal nur wieder nach Tirutschinapalli gehen solle, der König aber sehe ihn als seinen Padre an. — Also beschieden, zog unser Bote im Juli wieder nach Tirutschinapalli.

Im Oktober 1770 unternahm Schwartz, begleitet von einem eingeborenen Katecheten, eine dritte Reise nach Tanjour. Täglich arbeiteten die Beiden an Heiden und Christen. Unter den Römischen entstand eine große Aufregung. Sie verlangten, Schwartz solle mit ihrem Pater ein Gespräch halten, und der Bote war dazu bereit. Unser Schwartz erschien am festgesetzten Tage; der römische Pater aber blieb aus. Als seine Anhänger ihn rufen wollten, lehnte er jede Unterredung ab. „Das gefiel den römischen Leuten nicht wohl, daher Viele sagten, daß, wenn Einer von uns sich in Tanjour aufhalten wollte, Viele sich

zur Wahrheit wenden würden.“ Auch unter den Hindu fand Schwartz Eingang, so daß er sich wieder ernstlicher mit dem Gedanken an eine bleibende Thätigkeit in der Stadt beschäftigte. Doch vergingen noch mehrere Jahre, ehe die Sache zur Ausführung kam. Der Radscha von Tanjour wurde 1771 in einen Krieg mit dem Nabob vom Carnatik und den Engländern verwickelt. Die Hauptstadt Tanjour wurde beschossen; der Radscha mußte um Frieden bitten. Während der Kriegsunruhen war eine Wirksamkeit Schwartzens in dem Lande unmöglich. Erst im März 1772 ging er wieder nach Tanjour. Drei Gehülfen begleiteten ihn. Am zweiten Tage nach seiner Ankunft wurde er in den Königspalast gerufen. Des Königs Bruder, die vornehmsten Beamten und Generale hatten sich versammelt. Er legte ihnen auf ihre Bitte den Inhalt der christlichen Lehre dar. Bis an den Abend wartete der Bote auf den König; allein er kam nicht. Erst am folgenden Tage sprach ihn Schwartz. „Pater,“ redete der Radscha ihn an, „ich will mit euch besonders reden.“ Kaum aber waren die Beiden allein, als ein Brahmine die Unterredung störte. Auf einen Wink des Königs wendete sich der Missionar an den Brahminen. Der hörte die Lehren und Ermahnungen an, erwiderte aber kein Wort. — Bei der Trauung einer Tochter des Kapitain Berg, welche auf des Radscha Wunsch im Palais stattfand, hatte Schwartz Gelegenheit, mit dem Fürsten besonders zu reden. Er bat ihn um einen Platz, damit die christliche Gemeinde sich eine Kirche bauen könne. Der König schwieg. Endlich sagte er: „Ihr verlangt einen Platz zur Kirche, ja, gut, ihr möget diejenigen befestigen, welche schon Christen sind, aber von meinen Leuten müßt ihr keinen zu euch führen.“ Schwartz bekannte ihm, es sei nur ein Weg zum Leben; es sei daher zu wünschen, daß alle auf demselben wandeln möchten.

Der König aber schwieg stille. — Schwartz bemerkte in dem Betragen des Königs eine große Veränderung. Früher hörte er die christlichen Lehren gern, jetzt schien er sie zu verachten. Fünfmal kam der Heidenbote während seines Aufenthaltes in Tanjour mit dem Könige zusammen. Einmal ermahnte er ihn, sich von den todten Götzen zu dem lebendigen Gott zu wenden. Der König aber meinte: „Pater, das ist nicht so leicht, als ihr es euch vorstellt." — „Er selbst," sagt Schwartz, „fürchtet sich, das Geringste von sich merken zu lassen. Ja, die argen Leute reden mannichmal öffentlich, daß sie ihn aus dem Wege räumen wollen; und solche Drohworte werden ihm dann wieder beigebracht von solchen, die äußerlich sich als treue Diener stellen." Der König wollte die Freundschaft Schwartzens zu politischen Zwecken benutzen. Er dachte durch Vermittlung des Heidenboten die gestörte Eintracht mit den Engländern herzustellen. Schwartz hätte auch wohl dafür gewirkt, allein „es war eine gefährliche Sache, mit diesen Leuten, welche die Lügen so lieb haben, in solchen Dingen etwas zu thun zu haben." Allein die Brahminen wollten nicht, daß der Missionar sich in die Angelegenheiten des Landes mische; so nützte ihm denn auch nichts die Versicherung des Königs: „Pater, ich traue euch, weil ihr euch aus Geld Nichts macht."

Der Haß der Brahminen gegen den Boten wußte ihm allerlei Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Sie gingen darauf aus, ihm den bisher genossenen Schutz und die Freiheit, das Evangelium zu predigen, zu entziehen. Ich theile Dir hier einen Bericht des Heidenboten über einen zweimaligen Besuch in Tanjour im Jahre 1773 mit. Du wirst aus demselben die Stellung des Missionars näher kennen lernen. „Zweimal habe ich Tanjour besucht, und ich hatte auf der ersten Reise häufige Gelegenheit, das

Evangelium in und außer der dasigen Festung zu verkündigen. Es schien, als ob das arme Volk aufmerksam würde. Allein wir wurden in diesem uns gar angenehmen Geschäfte gar stark gehindert. An einem Morgen ging ich mit Einem der Gehülfen aus, und wir hatten einen großen Haufen Heiden um uns, mit denen wir von dem einigen wahren Gott und Heiland redeten. Ein Brahmine, welcher von dem Flusse herkam, wo er und viele Tausende sich denselben Morgen gebadet, (denn es war ein besonderer Festtag) rief, da er sah, daß so viele Leute mir zuhörten, aus: Karmam, Karmam, d. i. Sünde, Sünde. Indessen ließen sich die Zuhörer dadurch nicht wegtreiben. Bald darauf aber kam Einer von des Königs Bedienten, welcher ein großes Geschrei machte. Er sagte, daß wir wider ihre Götter predigten, welche sie doch anbeteten, daß er darnach trachten wollte, daß mir das öffentliche Predigen verboten würde. Ich bat ihn, sich niederzusetzen, und suchte ihn liebreich zu befriedigen. Aber es war vergebens, er wurde immer ungestümer und ging endlich im Zorne weg. Die Einwohner suchten ihn zu befriedigen und sagten, daß ich ja Keinen zwänge. Er aber schalt auf sie gleichfalls und eilte davon. Des andern Tages früh ging ich in der weitläuftigen Vorstadt herum und predigte, wie zuvor. Gegen zehn Uhr war ich nicht weit von dem Marktplatze, wo eine Menge Menschen um mich standen und mir zuhörten. In dieser Beschäftigung kam ein Gerichtsdiener, welcher mich zu seinem Herrn zu kommen abrief. Ich folgte ihm, und da ich zu ihm kam, fragte er mich, wer mir Macht gegeben hätte, so frei und öffentlich mit dem Volke zu reden? Ich antwortete ihm freundlich und sagte, daß ich in und außer der Festung nun an zehn Jahre öffentlich geredet, auch selbst mit dem Könige und seinen Bedienten, und daß ich niemals im Geringsten gehindert worden, daher

ich voraussetzte, daß mein öffentliches Lehren dem Könige nicht ganz zuwider sei. Wohl, sagte er, ihr sollt von nun an nicht mehr so öffentlich reden, es sei denn, daß ihr mir eine schriftliche Ordre von dem Könige verschafft, euch öffentlich reden zu lassen. Ich erwiderte: Was ist die Ursache dieses eures Betragens? Was für Uebel ist aus meinen Lehren entstanden? Ich weise euch auf den einigen wahren Gott, der Himmel und Erde gemacht hat. Er sagte: Es ist mein Amt, allen zu großen Auflauf zu verhüten, und weil dergleichen sich ereignet, wenn ihr mit den Leuten redet, so werde ich es hindern. Ein Brahmine saß dabei und redete auch ein paar Worte. Ich gab ihnen eine kurze Ermahnung und ging von ihnen. Ich wußte nicht, ob die Leute heimliche Ordre vom Könige dazu hatten, oder ob sie bei der jetzigen unordentlichen Regierung es für sich thaten. Es that mir innig wehe, daß die Thür des Wortes Gottes sollte verschlossen werden. Nicht lange darauf ließ mich einer der vornehmsten Generale des Königs, mit Namen Wala-Sindei, bitten, am Vormittage des nächsten Tages zu ihm zu kommen. Ich that, was er begehrte, und redete mit vielen Leuten in seinem Hause, ehe er von seinem obern Gemach herunterkam. Da er kam, bat er mich, den Hauptinhalt der christlichen Lehre ihm vorzulegen, und zwar in indostanischer Sprache, weil er als ein geborener Marattier das Tamulische nicht völlig verstände. Ich ging also die christliche Lehre durch, redete zuerst von der Herrlichkeit Gottes und seinen göttlichen Eigenschaften, leitete daraus die Sündlichkeit des Götzendienstes her, wies ihn auf den gegenwärtigen sündlichen Zustand der Menschen, wie alle Menschen in der Irre gingen und daher im Gerichte Gottes strafwürdig wären, woraus ich die Nothwendigkeit eines göttlichen Helfers und Erretters herleitete. Endlich kam ich auf die Lehre von

der Erlösung, so durch Christum geschehen, wie auf die heilige Ordnung, dieser Erlösung theilhaftig zu werden, imgleichen, wie herrliche Mittel uns der gnädige Gott angewiesen, Kraft zu erlangen, um in die göttliche Ordnung zu treten und darin bis an's Ende einherzugehen. Bei der Lehre von dem Herrn Christo machte er einige Anmerkungen, sagte aber zuletzt: „Padre, ich habe bisher nichts von dieser Lehre gewußt, sonst würde ich mich oft mit euch unterredet haben. Ich wünsche mit euch bekannt zu werden. Er wurde hierauf zum Könige gerufen, daher wir abbrachen. Nur Eins erwiderte ich, da er die Lehre so rühmte, und sagte: Diese Lehre ist freilich der einzige Weg zum Leben; allein es scheint, daß sie in Tanjour nicht länger soll geduldet werden."

Schwartz hatte dem Könige und seinen Beamten oft gesagt, daß sie, so sie stets dem Worte des Herrn widerstrebten, sich und das Land in's Verderben stürzen würden. Nur zu bald zeigte sich's, daß der Missionar recht gesehen hatte. Im Jahre 1773 verbündete sich der Nabob vom Carnatik mit den Engländern gegen den Radscha, weil man ihm vorwarf, daß er die früheren Friedensbedingungen nicht erfülle. Im Grunde aber war es die Eifersucht des Nabob, die ihn zu neuen Feindseligkeiten trieb. Das herrliche Land wurde auf's Neue verwüstet. Im August 1773 fiel die Hauptstadt Tanjour in die Hände der vereinigten Armee des Nabob und der Engländer. Der Radscha wurde gefangen genommen. Land und Leute übergab er den Siegern, als ihm eine königliche Behandlung zugesichert war. „So fiel Tolossi Rasa," sagt Schwartz, „durch seine eigene Schuld im zehnten Jahre seiner Regierung, nachdem er sich durch Brahminen und Mohren in ein wollüstiges Leben versenken

lassen, wodurch er die Liebe seiner Unterthanen und also eine große weltliche Stärke verloren."

Während der Kriegsunruhen hielt sich Schwartz einige Monate in dem nahegelegenen Wallam auf. Er arbeitete da in treuem Eifer unter Christen und Heiden. Nach der Eroberung Tanjours eilte er dahin. Groß war das Elend, in welches die Hauptstadt gestürzt war. Sie bot einen ganz veränderten Anblick dar. Die wohlhabenderen Einwohner hatten vor der Belagerung die Stadt verlassen und zum Theil auf Trankebarschem Gebiete Schutz gesucht. Ihre Häuser waren von den Offizieren des Nabob eingenommen. Bettler, Soldaten, Krämer und Handwerksleute waren zurückgeblieben. Der Nabob hatte der Stadt nicht einmal ihren Namen lassen wollen; er nannte sie zu Ehren eines muhamedanischen Heiligen Kadurnagaram. — „Tanjour," schreibt unser Missionar, „ist so verändert, daß man es schwerlich erkennt. Der Anblick der Stadt bewegt jedes Mal mein Herz ganz besonders. Wie ist die Herrlichkeit dieses Ortes dahin! Allein was soll man sagen? Sie wollten den Herrn nicht, daher hat der Herr sie in die Hände ihrer Feinde gegeben." — In dem Palaste des Königs fand Schwartz den Wala-Sindei verwundet und gefangen. Als der den Boten sahe, umarmte er ihn und sagte: „Ach, Padre, sehet, so ist es uns gegangen! Ihr habt uns wohl gewarnt, aber —." Wala-Sindei bat Schwartz, er möge für ihn ein gutes Wort einlegen, daß er in sein eigenes Haus gebracht werde. Schwartz that es, und es hieß, diese Bitte sei ihm erfüllt. Als er aber später nach dem Gefangenen sich erkundigte, fand er ihn in einem finstern Gefängnisse, von dessen Fenster aus Wala-Sindei sein eigenes Haus erblicken konnte. „Ich tröstete und bat ihn," erzählt Schwartz, „auf sein Heil bedacht zu sein. Er seufzte, bat mich um eine ge-

wisse Arznei und (ach, was soll ich sagen? setzte er hinzu) ein Tuch, um mein Haupt zu binden. In meinem Hause, fuhr er fort, haben sie an zwanzigtausend Pagoden Gut gefunden und weggetragen; nun habe ich kein Tuch rc. Ich versprach ihm, die Arznei und Tuch zu besorgen. Es wurde besorgt; der Tod aber machte, ehe er es erhielt, seinem Leben und weltlichen Elend ein Ende."

Auch zu dem gefangenen Könige wurde Schwartz gerufen. Als die Beiden sich sahen, wurden sie sehr bewegt. „Kennt ihr mich nicht, Padre?" sagte der König. „Ich kenne euch gar wohl," erwiderte Schwartz, „und bin sehr bekümmert über das, was euch begegnet ist. Nun aber bleibt mir nichts übrig, als ein Wunsch, daß euch Gott Gnade geben wolle, euer Elend mit Geduld zu tragen." Einer von den früheren Beamten des Königs, dem Schwartz vor kurzer Zeit seine Furcht über den nahen Untergang Tanjours geäußert hatte, stand dabei. Schwartz fragte ihn: „Erinnert ihr euch, was ich euch vor wenigen Monaten sagte?" — Er antwortete: „Wir Alle erinnern uns dessen ganz wohl, ihr redetet klar genug, aber wir hatten nicht das Glück, zu folgen." Schwartz: „Was helfen euch nun eure Götzen?" — Er: „Es ist Alles eitel und Nichts mit ihnen." — Unser Sendbote hätte gerne noch länger mit dem Könige geredet; aber er mußte vorsichtig sein, da die Leute des Nabob auf Alles genau Acht gaben. Er verließ die Gefangenen mit schwerem Herzen.

Bis in's Jahr 1776 saß der unglückliche König gefangen. Der Nabob hatte ihn in immer strengerer Haft gehalten, bis die Engländer auf seine Freilassung und Wiedereinsetzung drangen. Es wurde festgestellt, daß der Radscha das Land und seine Einkünfte verwalten, die ostindische Compagnie die Garnison unter Aufsicht und Commando haben, der Nabob aber durch eine Summe Geldes

abgefunden werden sollte. Diesen Zeitpunkt hielt Schwartz für geeignet, bei Tolossi Rasa für seine Bitten um Förderung und Unterstützung der Mission Gehör zu finden. Er machte sich nach Tanjour auf; während seiner Abwesenheit vertrat ihn in Tirutschinapalli der Missionar John von Trankebar. Mehrere Male hatte der Heidenbote Unterredungen mit dem Fürsten. Der König bewies sich gegen Schwartz sehr freundlich. Er veranlaßte ihn sogar, die mahrattische Sprache zu lernen, weil er diese sprach. Schwartz that es und übersetzte in dieselbe seine ursprünglich tamulisch geschriebenen Gespräche zwischen Christen und Heiden. Sie enthielten eine Darstellung der christlichen Lehre nebst den Beweisen für den göttlichen Ursprung des Evangeliums. Ein von dem Boten dem Könige angebotenes Exemplar nahm dieser freundlich an; es wurde gesagt, daß er oft darin lese. Schwartz schöpfte neue Hoffnungen für den Fürsten. Allein sie wurden bald getäuscht. Der König vergaß nach seiner Erhöhung sein Unglück. Er wurde ein eifrigerer Götzendiener, denn vorher. Eine Pagode nach der andern wurde gebaut; heidnische Feste wurden mit großem Pomp gefeiert. „Er dämpfet,“ sagt Schwartz von Tolossi Rasa „die Hoffnung, die man von ihm geschöpft, gar sehr. Er ergibt sich den Wollüsten mehr und mehr und nimmt sich der Regierung wenig an.“ Wie der König, so kehrten auch die Brahminen zu ihrem alten Treiben zurück.*)

*) Missionar Gericke in Cudelur schreibt in einem Briefe vom 1. Oktober 1777 (Neuere Hallesche Berichte, Band II. S. 821): Die Veränderungen, die mit dem Könige von Tanjour und seinem Lande vorgegangen sind, sind den Heiden übrigens gar wunderbar vorgekommen und haben auf ihr Urtheil von ihren Götzen einen großen Einfluß gehabt. Nach der Einnahme von Tanjour merkte man ein fast allgemeines Verzagen an der Macht der Götzen. Nach der Wiedererhebung des Königs lebte der Stolz der Götzendiener und

Schwartz trauerte über solche Erfahrungen; doch verlor er den Muth nicht. „Gott kann mehr thun, als wir bitten und verstehen.“ Größer noch war sein Schmerz über die Art und Weise, wie die Römischen in Tanjour ihre Missionen betrieben. Nach der Eroberung der Stadt im Jahre 1773 hatte der Nabob einen römischen Offizier aus Portugal zum Commandanten Tanjours eingesetzt. Dieser Mann benutzte seine Macht, den Katholicismus im Lande zu pflegen und zu befestigen. Aber die Mittel, die dabei gebraucht wurden, waren schlechter Art. Ich lasse Dir den Schwartz selbst darüber erzählen. „Die Römischen,“ schreibt er, „nehmen gewaltig zu, nicht durch Predigen, denn damit geben sie sich nicht viel Mühe; sondern durch ihr Puppenwerk. Was die Heiden nur immer haben, das ahmen die Jesuiten nach. Die Götzenwagen haben sie eingeführt nebst dem Tanzen ꝛc., und da ihre italienischen Puppen besser aussehen, als die hier gemachten, so reizt das die armen Heiden, welche nur auf's Sinnliche sehen, gar sehr. Außerdem geben sie Medicin, und ehe sie den Kranken solche geben, betheuern sie, die Mutter Gottes, der heilige Xaverius und Antonius seien darüber angerufen worden. Hilft die Medicin, so ist es die Pflicht der armen Heiden, wie die Jesuiten sagen, ihren Wohlthätern und Beschützern in's Künftige Verehrung zu leisten, damit sie in ähnlicher Noth eben dieselbe Hülfe erlangen mögen. Es ist unglaublich, wie sie über die armen Leute herrschen. Sie müssen

---

ihr Muth gleichsam von Neuem wieder auf. Es hieß: Seht da die Macht unserer Götter! Pigot (der englische Gouverneur von Madras, welcher im Auftrage seiner Regierung den Radscha wieder auf den Thron gesetzt hatte), muß selbst nach Tanjour kommen, den König wiedererheben und das Land wieder fröhlich machen, d. i. die heidnischen Feste, Aufzüge, Ceremonieen wieder in den vorigen Gang bringen. Dies ist auch der Erfolg gewesen, obgleich er nicht mag beabsichtigt worden sein.“

ihnen den Zehnten geben, imgleichen für Copulationen, Kindtaufen, Beichten zahlen, und sie mögen es gern oder ungern geben, so müssen sie es doch geben, nur damit sie nicht unter den Bann kommen. Ach Herr! hilf und steure dem Jammer!"

In der Kraft des Glaubens verkündigte Schwartz das Wort Gottes munter und getrost. Er kannte den Durchbrecher aller Bande, auf den lehnte er sich in seiner Arbeit. Die christliche Gemeinde Tanjours hatte während der Belagerung ihr Bethaus verloren. Verschiedene Male ersuchte Schwartz den Nabob, ihn beim Bau eines neuen Gotteshauses zu unterstützen. Allein seine Bitten wurden abgewiesen. Die Gemeinde mußte sich einige Jahre hindurch in einem Strohgebäude, welches der fromme Major Stevens auf eigene Kosten errichtet hatte, des Sonntags versammeln. — Zwei Schulen wurden in Tanjour errichtet, die eine war für die tamulischen, die andere für die englischen Kinder bestimmt. Die Frau eines eingeborenen Katecheten leitete eine Strickschule für tamulische Mädchen.

Einen großen Verlust erlitt die Mission in Tanjour durch den Tod des Katecheten Rajappen (1776). Er war in der Missionsschule zu Trankebar erzogen, später von den dortigen Missionaren zu Schwartz nach Tirutschinapalli gesandt. Anfangs hatte unser Heidenbote mit ihm große Noth. Rajappen war ein sehr träger Mensch; „er war so faul, daß er sich niederzulegen pflegte, sobald er mir aus den Augen war." Alle Bitten und Ermahnungen halfen nicht; und Schwartz sah sich genöthigt, mit körperlichen Strafen zu drohen. Allein der Hindu ließ sich auch dadurch nicht abschrecken; er ließ es auf die Probe ankommen. Der Missionar hielt sein Wort. Von der Zeit fing Rajappen zu lesen an. Seine Trägheit nahm je länger je mehr ab, und er machte schöne Fortschritte. „Vom

Lesen kam es zum Privatgebet und dann zu einem erbaulichen Wandel und Umgang mit Andern." — Als Katechet war er recht brauchbar. Er besaß die Gabe, die christliche Lehre „ordentlich und lieblich" vorzutragen. Heiden und Christen liebten ihn. Gegen die Armen war er wohlthätig, mehr, als seine eigene Armuth es erlaubte. — In seiner letzten Krankheit ließ er Schwartz bitten, ihn zu besuchen. Allein der lag selbst in Tirutschinapalli krank darnieder, und der Arzt verbot ihm die Reise. Am Tage seines Todes ließ sich Rajappen noch einmal die Leidensgeschichte von einem christlichen Freunde vorlesen. Als er sie gehört hatte, betete er recht herzlich zu seinem Heilande. Wenige Stunden nachher entschlief er sanft im Glauben an den, in welchem es keinen Tod giebt. Unserem Schwartz ging der Verlust recht nahe. Gerade in dieser Zeit hatte die Tanjoursche Mission Arbeitskräfte nöthig. „Sein Tod" sagt er, „hat mir oft Thränen ausgepreßt, wenn ich mir vorgestellt seine Liebe, sanften Sinn, lauteren Glauben an Christum und herzliches Verlangen, Christum zu verkündigen. Nun ruhet er von seiner Arbeit und genießt das, was er hier geglaubt. Gott lehre uns durch seinen heiligen Geist, daß auch wir unsere Tage recht anwenden mögen!"

Schwartz erkannte je länger je mehr, daß er, um in Tanjour im Segen wirken zu können, daselbst seinen bleibenden Aufenthalt nehmen müsse. Aber er stand in Tirutschinapalli allein; und diesen wichtigen Missionsposten durfte er nicht verlassen, bevor ein neuer Arbeiter in seine Stelle eingetreten war. Nach langem Harren und vielen Bitten sandte die englische Gesellschaft den Missionar Pohle (1777). Eine andere Hülfe erhielt er in dem Sohne des Missionars Kohlhoff zu Trankebar. Unser Heidenbote konnte von der Zeit an öfter Tanjour auf längere Zeit besuchen. Wir finden ihn dort im Jahre 1777 vier Mal. Da aber Pohle

in sein neues Arbeitsfeld eingeführt werden mußte, so kehrte er nach einem Aufenthalte von einigen Wochen nach Tirutschinapalli zurück. Im October 1778 nahm Schwartz seinen bleibenden Aufenthalt in Tanjour, ohne jedoch die Leitung der Mission in Tirutschinapalli niederzulegen. Ueber seine Thätigkeit auf dieser neuen Missionsstation soll Dir das folgende Kapitel erzählen.

Du bist's, Du bist's, Herr Jesu Christ!
Kein Helfer sonst auf Erden ist,
Der uns gen Himmel führe.
Wer stammet aus dem Wahrheitsgrund,
Der schauet gern auf Deinen Mund,
Daß er Dein Leben spüre.
Nur Du
Jesu,
Kannst die Heiden
Selig weiden,
Und die Christen
Rüsten zu Evangelisten.

Drum hilf, Du König auf dem Thron,
Du gottverklärter Menschensohn,
Daß alle Welt Dich kenne!
Daß bald von Deinem Lebensblitz
Die Creatur im dunkeln Sitz
Für Dich, o Sonn', entbrenne.
Strahle,
Male
In die Wildniß
Klar Dein Bildniß
Aus den Höhen,
Daß die Todten auferstehen.

Gib Deinen Geist in jedes Herz,
Der Geist lehrt Deinen Todesschmerz
Als Lebensquell ergründen.
Er zeigt Dich uns am Kreuz erstarrt,
Dich, der zu Gott erhöhet ward
Als Tilger uns'rer Sünden.

Liebster
Priester,
Dir dem Einen
Himmlisch Reinen
Zuzufallen,
Dazu hilf den Völkern allen!

Siebentes Kapitel.

Chr. Fr. Schwartz in Tanjour.

Die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu verstören die Befestigungen; damit wir verstören die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebet wider das Erkenntniß Gottes.

2 Cor. 10, 4. 5.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß es seit der Zerstörung des Bethauses in Tanjour Schwartzen's lebhaftester Wunsch war, eine neue Kirche in der Stadt erbauen zu können. Er hatte bei dem Nabob sowohl, als auch bei dem Radscha Hülfe und Unterstützung zu diesem Werke gesucht; allein man hatte ihn mit höflichen Versprechungen hingehalten. Nach seiner Niederlassung in Tanjour betrieb er den Kirchenbau eifriger. Er war trotz aller Schwierigkeiten und Hemmnisse nicht muthlos geworden.

Aber zum Bauen gehört Geld, und das fehlte dem Missionar. Eine eröffnete Subscription brachte nicht so viel ein, als zur Bezahlung der Arbeiter nöthig war. Die reichen Christen in Indien baueten lieber Schauspielhäuser zu ihrem Vergnügen, als Gotteshäuser zur Verherrlichung des Herrn. — Doch Schwartz vertrauete seinem Gott. Er fing ohne Geld den Bau an. Der Herr aller Kassen sagte ihm: baue; und der treue Knecht bauete. Am 10. März 1779 wurde im Namen des Herrn von dem englischen Ge-

nerale Munro der Grundstein zu einer englischen Kirche im sogenannten kleinen Fort, Sieringikodtei, gelegt. Schwartz redete bei der Feier über die herrlichen Gebetsworte des 67. Psalms.

So war der Anfang zum Kirchenbau gemacht. Manchem Ungläubigen wurde bange, Schwartz verzagte nicht. Ein englischer Offizier sagte nach der Grundsteinlegung zu ihm: „Nun haben wir wohl den Grund gelegt, aber wann wird der Bau zum Ende kommen?" Schwartz erwiederte: „Dafür lasset Gott sorgen." — Und der Herr hat gesorgt; sein Knecht wurde in seiner Hoffnung nicht zu Schanden. — Eine bedeutende Unterstützung zu dem Kirchenbau gewährte die ostindische Compagnie. Der General Munro war in Angelegenheiten der Gesellschaft zu dem Radscha geschickt, und Schwartz leistete bei dieser Sendung dem General manche Dienste. Munro hatte bei der Regierung in Madras um ein Geschenk für Schwartz gebeten. Sobald der Heidenbote das erfahren, schrieb er nach Madras. Er verbat sich jedes Geschenk; bat aber, daß die Regierung ihm für die zu erbauende Kirche die nöthigen Materialien bewilligen möge. Er mußte lange auf eine Antwort warten. Erst nach einigen Monaten erhielt er einen Brief vom General Munro, in welchem er zu einer schleunigen Reise nach Madras aufgefordert wurde. Schwartz zögerte nicht. Er eilte nach Madras. Ein unerwarteter Auftrag wurde ihm hier von dem englischen Gouverneur Rumbold zu Theil. — Der mächtige Herrscher des Reiches Mysore, Hyder Ali, war der erbittertste Feind der brittischen Herrschaft in Indien. Die Engländer fürchteten den kühnen Eroberer; sie suchten den Ausbruch der Feindseligkeiten durch einen friedlichen Vergleich zu hindern. Schwartz wurde beauftragt, eine Reise zu Hyder Ali zu unternehmen und den Frieden mit demselben zu befestigen. Es war das ein

wichtiger Auftrag. Schwartz trug Bedenken, ihn anzunehmen. Er bat den Herrn, daß der ihm die Wege zeigen wolle, die er zu gehen habe. In Gottes Namen entschloß er sich endlich zu der Reise, von der er zugleich eine Förderung des Reiches Gottes hoffte. Sie führte ihn in ein Gebiet, in das bisher noch nie der Fuß eines christlichen Predigers gedrungen war.

Anfangs Juli 1779 machte sich Schwartz auf den Weg nach Seringapatnam, der damaligen Residenz Hyder Ali's. Wo ihm Gelegenheit geboten war, zeugte er von seinem Herrn und Gott vor Heiden und Muhamedanern. Im August traf er bei Hyder Ali ein. Er fand bei dem gefürchteten Eroberer ein freundliche Aufnahme. Er berichtet darüber also: „In Hydernaiks Palast kamen Hohe und Niedrige zu mir und fragten, was unsere Lehre sei, so daß ich reden konnte, so lange als ich Kraft hatte. Hyder's jüngerer Sohn sahe und grüßte mich in dem sogenannten Derban oder Audienzsaal. Er ließ mich bitten, in sein Gemach zu kommen. Ich aber ließ ihm sagen, daß ich mit Freuden kommen wollte, wenn sein Vater es erlaube; ohne seine Erlaubniß möchte ich ihm und mir schaden, welches er auch leichtlich begriff. Die nächsten Freunde getrauen sich nicht, offenherzig zu reden. Hyder hat überall seine Spionen. Ich wußte aber wohl, daß ich von der Religion Nacht und Tag sprechen konnte, ohne ihn im Geringsten zu beleidigen. — Da ich zu Hydernaik kam, hieß er mich bei sich niedersetzen. Auf dem Flur waren die schönsten Tapeten. Indessen wurde nicht verlangt, daß ich die Schuhe abziehen sollte. Er hörte Alles an, sprach ganz offenherzig und sagte, daß die Europäer ihre öffentlichen Versprechungen gebrochen, daß er aber doch willig sei, mit ihnen im Frieden zu leben, woferne . . . . Zuletzt schrieb er einen Brief oder hatte ihn schreiben lassen, ließ denselben mir vorlesen und sagte:

Was ich mit euch geredet, das habe ich kürzlich im Briefe gemeldet. Ihr werdet es Alles weitläufiger erklären. Er sah mein Kommen an als eine Zubereitung zum Friedensvertrag. Allein der Nabob in Madras wußte Alles zu vereiteln." Als Schwartz Abschied nahm, bat Hyder Ali ihn, in der persischen Sprache zu reden, wie er es mit seinen Unterthanen gethan habe. Der Heidenbote theilte dem Fürsten die Veranlassung zu dieser Reise mit. „Ihr werdet vielleicht, sagte ich, euch wundern, warum eine solche Person, die Nichts mit politischen Dingen zu thun hat, zu euch gekommen, und zwar in einer Angelegenheit, welche nicht gerade zu seinen Amtsverrichtungen gehört. Allein da ich deutlich vernahm, daß meine Reise lediglich auf die Erhaltung und Befestigung des Friedens abzielen sollte, und ich mehr, als einmal den Jammer, welchen der Krieg verursacht, gesehen, so dachte ich bei mir selbst, daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn ich dem armen Lande und den Einwohnern desselben in diesem Stücke behülflich sein könnte. Er sagte: Sehr gut! sehr gut! Ich will den Engländern, so sie mir die Hand des Friedens darbieten, die Meinige nicht entziehen." — Schwartz hatte auf Hyder Ali einen guten Eindruck gemacht. Als er seine Rückreise antrat, ließ ihm der Fürst 300 Rupien als Reisegeld überbringen. Im September traf der Missionar wieder in Madras ein.

Bei seiner Rückkehr sagte ihm der Gouverneur nicht bloß die erwähnten Materialien zum Kirchenbau zu, sondern versprach auch, dem Missionar Pohle in Tirutschinapalli das früher von Schwartz bezogene Gehalt zukommen zu lassen. — Der Kirchenbau in Tanjour schritt rasch vorwärts. Im Anfange des Jahres 1780 war das 90 Fuß lange und 50 Fuß breite Gotteshaus fertig. Sonntäglich wurde in ihm englischer und tamulischer Gottesdienst gehalten.

Schwartz fühlte jedoch bald, daß die neue Kirche für die Hindu nicht recht passe und bequem liege. Sie hatten, da sie meist in den Vorstädten der Stadt wohnten, einen weiten Kirchweg. Zudem hätte Schwartz gern ein Gotteshaus in ihrer Mitte gehabt, mancher Hindu hätte ja wohl dasselbe aus Neugierde besucht und einen bleibenden Segen mitnehmen können. Das stand dem Diener Gottes vor der Seele. Der Herr gab ihm Freudigkeit, den Bau einer zweiten kleineren Kirche für die Tamulen zu beschließen. Der Radscha schenkte ihm außerhalb des Forts einen Begräbnißplatz. Auf dem dachte unser Missionar das tamulische Gotteshaus zu bauen. Doch der Herr verhalf ihm auf andere Weise zu einer Kirche. Schwartz kaufte, unterstützt von der christlichen Liebe englischer Freunde, einen in der Nähe gelegenen geräumigen Saal, den er so weit vergrößerte, daß er für die tamulische Gemeinde ausreichte. Der Radscha schenkte ihm später hinter dieser Kirche einen schönen Platz, „so daß wir vom Geräusch entfernt sind, und doch sind wir im Angesichte der ganzen Stadt, als im Centro. Das hat der himmlische Vater zum Besten der Heiden, wie ich glaube, geschenkt." — Schwartz war über die gnädigen Hilfen seines Gottes voller Freuden. Er lobte und pries den Herrn, der ihn dadurch für sein heiliges Werk gestärkt und erquickt hatte. In einem Briefe vom 3. Februar 1780 schreibt er: „Bei allen Prüfungen hat Gott mein armes Herz doch väterlich gestärkt, daß immer die Hoffnung geblieben, Gott werde noch sein Werk herrlich machen. Er hat Mittel und Wege in Händen. Vor zehn Jahren hätte Niemand gedacht, daß wir so frei und öffentlich mitten unter den Heiden Gott anbeten würden. Es ist mir immer noch was Großes, daß der Name des lebendigen Gottes und Jesu Christi unter den Heiden frei ausgerufen wird; ja, daß unter den ausgearteten Europäern hier

und da eine Seele ergriffen und zu Christo geführt wird." — Da Schwartz als der einzige Missionar in Tanjour stand, so lag ihm die Abhaltung des englischen und tamulischen Gottesdienstes ob. „Es geht aus einer Arbeit in die andere," sagt er einmal. Aber solche Arbeit für seinen Herrn war ihm eine Lust. Fühlte er auch wohl schon die Schwachheit seines Leibes, so hatte er doch nur den einen Wunsch, alle seine Kräfte dem Aufbau des Reiches Gottes dienstbar zu machen. Er war selig in dem Berufe, Seelen für den Herrn zu werben. „An meinem Theil bekenne ich," sagt er einmal, „daß es mir nicht leid ist, daß ich hieher berufen worden bin und den Ruf angenommen habe. Ich habe die Spuren der gnädigen Regierung Gottes bemerkt, und verehre dieselben kindlich. Ich glaube festiglich, daß Gott dies Werk, welches Andern so verächtlich vorkommt, noch mit herrlichem Segen krönen werde." Wie Schwartz den sonntäglichen Gottesdienst mit der tamulischen Gemeinde hielt, mag er selbst Dir beschreiben. „Ehe ich komme, versammelt der Katechet die Gemeinde, und damit kein Geplauder oder andere Unordnungen entstehen, so spricht er ihnen das Glaubensbekenntniß und andere Stücke des Katechismus nebst der Beichtformel vor. Sobald ich komme, fangen wir den Gottesdienst mit einem Gebete an, welches der Katechet liest. Alsdann singen wir ein Lied. Nach dem Liede wird ein Kapitel aus dem neuen Testamente vorgelesen. Alsdann wird der Katechismus vorgesprochen nebst der Beichte. Wenn dies geschehen, so singen wir noch einige Verse. Dann folgt die Predigt, welche aber nicht in einer Rede fortgehalten wird, weil diese armen Leute es schwerlich würden fassen können. Nein, wenn ein Stück des Textes erklärt worden, so wird darüber katechisirt. Endlich wird mit Gebet und Gesang Alles beschlossen. Die Predigt, welche Morgens gehalten ist, wird von einem

Katecheten Nachmittags um 4 Uhr wiederholt, wobei der Missionar aber auch zugegen ist, welcher zuletzt noch einige Erläuterung und Ermahnung hinzuthut."

Schwartz sah nach solch einem Anfange voll gläubiger Erwartung auf das große Arbeitsfeld in Tanjour. Er hoffte von nun an ungehindert die Sichel auf demselben anschlagen zu können. Aber der alte, böse Feind ruhete nicht. Er suchte dem treuen Knechte des Herrn die Erntefreude zu verkümmern.

Die Engländer hatten im Jahre 1780 ein Truppencorps durch Hyder Ali's Gebiet ohne dessen Erlaubniß ziehen lassen. Der alte Feind ihrer Herrschaft sah darin einen Friedensbruch. Mit einem großen Heere fiel er plötzlich in die englischen Besitzungen ein. Wo seine Truppen erschienen, war des Sengens und Brennens, des Mordens und Plünderns kein Ende. Die englische Regierung war auf solchen Einfall nicht gerüstet; Hyder Ali drang mit den Seinen ungehindert bis an die Thore von Madras vor. Drei Jahre lang seufzte das ganze südliche Indien unter den Greuelthaten der gewaltigen Eroberer. Die herrlichsten Gefilde lagen wüste; denn die Bewohner des Landes mochten nicht säen, wo sie keine Ernte erwarten konnten. Eine allgemeine Hungersnoth war die Folge. Auch Tanjour wurde von derselben schwer heimgesucht. Weder der Radscha noch die ostindische Compagnie hatten früher an die Errichtung von Kornmagazinen gedacht; und wegen der Unsicherheit im Lande war es jetzt schwer, Lebensmittel in die Stadt zu schaffen. Hunderte vom Hungertode dahin Geraffte lagen auf den Straßen Tanjours; unter ihnen unzählige Unglückliche, die einem gleichen Ende entgegen gingen. „Solche Noth," sagt Schwartz, „habe

ich nie zuvor gesehen, und Gott gebe, daß ich sie nie wieder sehen darf." — In dieser Noth richteten sich Aller Augen auf Schwartz. Bei ihm suchte man Hülfe; und er that, was er konnte. Nicht allein brachte er durch seine Vermittelung die Landleute dahin, Lebensmittel in die Stadt zu bringen, sondern er selbst versorgte von seinen Vorräthen täglich Hunderte der armen Nothleidenden. Als er im Jahre 1779 von Seringapatnam zurückgekehrt war, hatte er für den Fall eines Krieges eine Menge Reis zu wohlfeilem Preise eingekauft. Wohlthätige Europäer hatten ihn dabei durch ihre Gaben unterstützt. Von diesem Vorrathe theilte er den Armen aus. Oft standen 800 Arme und Hungrige vor seiner Thüre, die er versorgte. Hunderte auf den Straßen wurden durch ihn vom Hundertode gerettet. Unter der leiblichen Pflege vergaß Schwartz mit seinen Gehülfen den eigentlichen Missionsberuf nicht. Das Brod des Lebens wurde den Armen reichlich dargeboten. Manche erquickende Früchte ließ der Herr seinem Diener sehen; über 100 konnten in dieser Zeit in die evangelische Gemeinde aufgenommen werden. Mochten unter ihnen auch Manche sein, die wegen der äußeren Vortheile sich hatten taufen lassen, so waren es doch ihrer Viele, an deren Rechtschaffenheit, Lauterkeit und Aufrichtigkeit Schwartz nicht zweifeln durfte. — Selbst in dem feindlichen Lager konnte der Missionar für das Reich seines Heilandes wirken. Hyder Ali hatte seinen Soldaten den Befehl gegeben, „den ehrwürdigen Padre Schwartz unbehindert überall umhergehen zu lassen und ihm Achtung und Freundlichkeit zu bezeigen; denn er sei ein heiliger Mann und trachte nicht, seiner Regierung Schaden zu thun." — Nach Hyder Ali's Tode (1782) setzte sein Sohn, der Sultan Tippo Sahib, den vom Vater begonnenen Krieg fort. Die englische Armee war gegen den Sohn glücklicher, als gegen den Vater. Tippo

Sahib wurde im März 1784 zu einem Frieden gezwungen. *)

Während des Krieges war das Missionswerk in Tanjour vielfach gehemmt; eine große Anzahl Hindu hatte die Stadt verlassen, um den Leiden zu entgehen. Die tamulische Schule, die so fröhlich aufblühte, zählte im März 1784 nur 12 bis 14 Kinder. Die evangelische Gemeinde hatte viele Glieder verloren; Hunger und Krankheit hatte sie hinweggerafft. Schwartz schreibt darüber in einem Briefe vom 11. März 1784: „Viele von den Eltern haben sich westwärts gewendet, um der Hungersnoth, welche sehr lange hier angehalten, zu entfliehen, wovon die Mehrsten gestorben. Ich glaube, daß mehr als vierhundert Glieder der Gemeinde gestorben sind. Die Hungersnoth war hier so groß, daß Handel und Wandel stille stand, folglich liefen die armen Leute hin, wo sie dachten Nahrung zu finden. Alle glaubten, daß sie westwärts Arbeit finden würden, welches doch Vielen mißlungen ist. Außerdem war die Luft und das Wasser an und zwischen den Gebirgen diesen Leuten, welche auf dem flachen Lande gewohnt hatten, nicht zuträglich. Vor einigen Monaten kam ein Brahmine zurück, und zwar ganz allein. Da ihn einer fragte, wo seine Familie, welche aus fünfzehn Personen bestanden, sei, antwortete er mit Seufzen: Alle todt. Er sagte: Einige von meinen Leuten hungerten, und dann suchten sie einige Kräuter, koch-

*) Schon am Schlusse des Jahres 1783 hatte man Friedensunterhandlungen angeknüpft. Der englische Gouverneur von Madras, Lord Macartney, hatte Schwartz gebeten, er möge an denselben Theil nehmen. Schwartz machte sich auch nach Seringapatnam auf, wurde aber unterwegs von den Beamten Tippo's an der Weiterreise verhindert, so daß er unverrichteter Sache nach Tanjour zurückkehren mußte. Der Leser aber mag aus diesem Auftrage des Gouverneurs ersehen, welch ein bedeutendes Gewicht man auch in politischen Angelegenheiten auf den Missionar legte.

ten sie, dann fielen sie in eine Krankheit, welche ihrem Leben ein Ende machte. — Jetzt ist die Hungersnoth durch göttliche Hülfe vorüber; ein gefährlich Fieber aber rafft die armen Menschen dahin. In diesen zwei Monaten haben wir viele Leichen gehabt, und es hat noch kein Ende. Wer glaubt's aber, daß Du so sehr zürnest, und wer fürchtet sich vor Deinem Zorn? Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen! Die Gemeinde ist zwar vermehrt worden. Die Zahl der Hinzugekommenen ist nämlich 78 Heiden, 35 Römische und 5 in der Gemeinde geborene Kinder. Allein der größte Theil ging ins Land, und die Meisten davon in die Ewigkeit. Von einer großen Familie kam vor einigen Wochen ein Mägdlein zurück; Vater, Mutter, Bruder, Alle waren im Lande gestorben. Wenn eins von fünfen wiederkommt, ist es was Großes. Wie ist das Land zur Wüste geworden!" —

Nach dem Friedensschlusse gingen Schwartzens Arbeiten in Segen fort. Zwar fühlte sich der sechszigjährige Mann in dieser Zeit körperlich sehr angegriffen; allein er kannte keine Ruhe, wo er für seinen Herrn arbeiten konnte. In seinen Briefen spricht er oft den Wunsch aus, daß der Herr seine letzten Lebensjahre zu den fruchtbarsten und erfolgreichsten machen möge. Ich will Dir hier aus einem Briefe vom 28. Februar 1786 Etwas mittheilen, aus dem Du einen Blick in des Boten Seele thun magst. Er schreibt so: „Von Manchen haben wir wahre Proben einer christlichen Rechtschaffenheit, an den Uebrigen arbeiten wir mit Geduld und in Hoffnung. — Die Folgen des Krieges wird dies Land lange fühlen. Ja, bei Betrachtung mancher Umstände ist die Hoffnung, das Land wieder in gutem Flor zu sehen, sehr schwach.

Indessen kann Gott ja mehr thun, als wir verstehen. Im Vertrauen auf seine väterliche Hülfe und Segen fahren

wir fort und predigen Christum den Gekreuzigten, als göttliche Weisheit und Kraft, bitten und ermahnen Schwarze und Blanke, und flehen zugleich zu Gott, daß er ihnen alle Gnade schenken wolle, die Wahrheit zu erkennen. Bei allem Jammer, welchen wir hier mit Schmerzen täglich sehen, ist dies noch tröstlich, daß uns Niemand hindert, das Evangelium von Christo zu verkündigen. Und ob wir gleich klagen, daß die Zahl der wahrhaftig Gläubigen und Heiligen, klein ist, so hat doch Gott seinen Samen auch hier in diesem Lande unter Jungen und Alten. Und wer wollte diese, wie es scheint, geringen Tage verachten? In solcher Zeit einer und der andern Seele das Heil in Christo zu verkündigen, und sie zu Christo zu führen, ist und bleibt ein seliges Geschäft. Und da aller Segen von dem Herrn der Ernte kommt, so flehen wir ihn an, daß er Arbeiter in seine Ernte senden und mit ihnen wirken wolle. — Ich bin nun alt, wollte aber gerne meinem Herrn die übrigen Tage dienen, ob ich gleich meine Schwachheit fühle. Nun, Er sei nur in und mit uns, und wirke durch seinen Geist mächtiglich, daß Seelen erleuchtet, belebt und wahrhaftig selig gemacht werden mögen." — Aehnlich drückt er sich in einem Briefe vom 17. Juli 1786 aus: „Ich bin nun alt, und lege, so Gott will, binnen wenigen Monaten das 60. Jahr zurück. Was können Sie von einem so alten, elenden Mann erwarten? Fast nichts Anders, als daß er in der Grube verscharrt wird. So lange mich aber Gott leben läßt, und mir einige Kräfte schenkt, will ich mit Freuden im Weinberge arbeiten. Ich bin der Arbeit nicht müde, obgleich der Segen nicht so groß ist, als wir wünschen. Auch nur ein Zeuge des Versöhnungstodes Christi zu sein, ist und bleibt mir unschätzbar. Es geht doch nicht ohne Segen ab." —

Viele Früchte versprach sich Schwartz von der im Jahre 1784 beschlossenen Einrichtung englischer Provinzialschulen. Ihr nächster Zweck ging zwar nicht auf die Verbreitung christlicher Erkenntniß. Die Eingeborenen sollten in ihnen besonders in der englischen Sprache und andern für das bürgerliche Leben nützlichen Wissenschaften unterrichtet werden. Schwartz hoffte jedoch, daß die Hindu in diesen Schulen durch die Berührung mit den Christen ihren Götzendienst verachten lernen würden. Im Frühjahre 1784 fühlte er sich sehr schwach; der Arzt hatte ihm den Genuß der stärkenden Seeluft angerathen. Gerade damals hatte der englische Resident von Tanjour, Sullivan, eine Reise in's Land der Marrawer zu machen. Er bat Schwartz, ihn als Dolmetscher zu begleiten. Da unser Bote diese Reise für seine Gesundheit zuträglich hielt, er auch zugleich die kleine Christengemeinde im Lande besuchen konnte, so nahm er den Antrag an. In Ramanadapuram, der Hauptstadt des Landes, kamen die beiden Reisenden in ihrem Gespräche auf die Einrichtung der Schulen. Sullivan meinte, daß die Eröffnung einer englischen Schule in jeder Provinz des Landes nöthig sei. Diese Schulen „würden die Kinder und durch dieselben die Eltern mehr mit der Lehre und den Gewohnheiten der Christen bekannt machen; die entsetzliche Anhänglichkeit an ihre Gewohnheiten würde geschwächt werden; die Schulmeister, wofern sie etwas taugten, würden die Lehre, die Gebote und Rechte Gottes nicht nur den Kindern, sondern auch den Alten bekannt machen; der Umgang mit den Europäern würde stärker werden; diejenigen, welche als Kinder Englisch lernten, würden alsdann künftig nicht nöthig haben, sich von den falschen Dolmetschern betrügen zu lassen.“ Um für diese Schulen die nöthigen Lehrkräfte zu gewinnen, sollte nach Sullivan's Plan ein Seminar in Tanjour errichtet werden. Aber ein solches

Institut kostete viel Geld; woher das nehmen? Und woher später die Lehrer besolden? Sullivan wußte auch auf diese Fragen Antwort zu geben. Die kleinen Fürsten jeder Provinz, meinte er, sollten zu dem Gehalte der Lehrer beitragen. — Dem Schwartz schien der Plan gut. Dem Fürsten in Ramanadapuram wurde sogleich der Vorschlag zur Errichtung einer solchen Schule gemacht. „Sehr gut," sagte er, „ich wünschte, daß in allen Dörfern solche Schulen sein möchten." Auch der Minister des Landes nahm den Vorschlag beifällig auf. Er versprach, sich mit seinem Herrn darüber näher zu berathen. — Eine ebenso günstige Aufnahme fand der Vorschlag in Sivagenga, der Hauptstadt des sogenannten kleinen Marrawerlandes. Als der dortige Fürst über den Plan und Zweck der englischen Schulen unterrichtet war, sagte er: „Nennt mir den Namen des Dorfes, welches ihr zum Solde der Schulmeister verlangt, so will ich euch gleich eine Verschreibung deshalb auswirken." — Nicht lange nachher erhielt Schwartz von dem Minister in Ramanadapuram die Nachricht, daß der Fürst für eine dort zu errichtende englische Schule monatlich 100 Rupien zahlen werde. Schwartz zögerte nun nicht länger. Im Januar 1785 wurde die erste englische Schule zu Ramanadapuram mit 10 Schülern eröffnet. Unter ihnen waren die Kinder des Fürsten und des ersten Ministers. Andere Städte folgten bald nach. So Sivagenga, Tirunawalli und Tanjour. Der Radscha gab für die englische Provinzialschule in Tanjour monatlich 40 Pagoden. Auch die ostindische Compagnie unterstützte sie*). Der jüngere Kohlhoff, den Schwartz von Tirutschinapalli berufen hatte, arbeitete

*) Auch die Schulen anderer Städte wurden später von der Compagnie unterstützt. Im Jahre 1787 erließ sie an den Gouverneur von Madras den Befehl, für jede von Schwartz zu errichtende Schule 100 Pfund Sterling zu zahlen.

mit einem Eingeborenen, **Joseph**, an derselben. **Schwartz** führte die Aufsicht. Ueber diese Schule, sowie über seine anderen Arbeiten in Tanjour hat er in einem Briefe vom 1. Februar 1788 berichtet. „Unsere Arbeit," schreibt er, „ist nicht nur auf die Erbauung der englischen und tamulischen Gemeinde gerichtet, sondern sie erstreckt sich auch auf die Heiden, wie denn wohl selten ein Tag vergeht, an welchem nicht denselben der Rath Gottes von ihrer Seligkeit verkündigt wird. Auch in dem Hause des Königs habe ich Gelegenheit gehabt, den Namen des Herrn zu verkündigen. Der König selbst läßt sich nie merken, was er von der christlichen Lehre halte. Da seine Tochter die Pocken hatte, und er viele heidnische Gebräuche beobachtete, und unnütze Kosten machte, bat ich ihn, zu dem sich zu wenden, von welchem alle geistlichen und leiblichen Wohlthaten herkämen. Er sagte: Ich weiß es, daß ihr gegen unsere Gebräuche seid.

Vielen unter den Einwohnern des Landes leuchtet die Abscheulichkeit des Heidenthums ein; allein das Kreuz, welches ihnen auf dem Fuße nachfolgt, sobald sie die Lehre Christi annehmen, schreckt sie ab und erstickt alle gute Wirkungen der Ueberzeugung. Ob wir aber gleich diese Untreue gegen die Wahrheit täglich bemerken, so hören wir doch nicht auf, die Lehre Jesu zu verkündigen, in der Hoffnung, daß noch hier und da eine Seele errettet werden wird, bis Gott sich auf eine nachdrückliche Weise verherrlicht. An der tamulischen Gemeinde wird täglich gearbeitet. Die drei Katecheten **Njanapragasam**, **Njanamuttu** und **Gabriel** besuchen die Familien in ihren Häusern, schärfen ihnen die des Sonntags gehörte Predigt ein, lesen ihnen etwas aus dem Neuen Testamente und andern Büchern vor und ermahnen sie zu einem christlichen Wandel. Außerdem ist eine tägliche Betstunde sowohl in der Kirche in der Festung, als auch außer der Festung, nämlich im Garten, wo

die malabarische Kirche ist. In derselben wird mit einem Gesange der Anfang gemacht, alsdann wird ein Kapitel aus dem neuen Testament nach der Ordnung gelesen, und einige Verse daraus erklärt. Zuletzt vereinigen wir uns im Gebet und beschließen mit einem Gesange. In der Kirche außer der Festung ist auch des Morgens eine ähnliche Betstunde.

Was die tamulische Schule betrifft, so werden an dreißig Kinder darin unterrichtet. Ihnen wird täglich die christliche Lehre erklärt, welche Arbeit ich allezeit verrichte. Außerdem werden sie im Lesen und Schreiben von einem Schulmeister, und eine Stunde im Rechnen von dem Katecheten Gabriel, der darin eine besondere Fertigkeit hat, unterrichtet. Alle Monate werden sie geprüft, damit man ihr Zunehmen desto deutlicher bemerken könne.

Wir haben hier zwei englische Schulen. In der ersten werden Christenkinder unterrichtet, deren Eltern Kapitains, Sergeanten und Soldaten in der englischen Armee sind, auch einige malabarische Kinder. Ich will kurz ihre Lectionen melden. Des Morgens nach 5 Uhr kommen sie und wecken mich auf, da denn ein jeder den Spruch aus dem übersetzten Schatzkästlein Bogatzky's nebst den dazugesetzten Anmerkungen lieset. Alsdann gehen wir in die Kirche zur Betstunde. Wenn die Kinder Frühstück empfangen, so ist es fast 8 Uhr. Kohlhoff katechisirt dann, hernach folgt die Lehrstunde, dann das Rechnen; von 11 bis 12 Uhr lernen sie die mohrische Sprache. Von 12 bis 1 Uhr kommt der mohrische Schulmeister und giebt Rechenschaft von dem, was er die Kinder gelehrt hat. Nachmittags um 2 Uhr gehen sie wieder in die Schule und lesen etwas Historisches oder werden in der Geographie unterrichtet. Von 3 bis 4 Uhr lesen die größern Kinder Tamulisch; von 4 bis 5 Uhr schreiben sie. Nach diesem gehen sie mit Kohlhoff in's

Feld. Des Abends nach der Betstunde werden sie im Englisch Sprechen geübt (sieben tamulische Knaben lernen Englisch), und dann gehen sie zu Bette.

Die zweite englische Schule besteht aus heidnischen jungen Leuten, welche im Lesen und Schreiben der englischen Sprache unterrichtet werden. Diese Schule haben wir seit zwei Monaten angefangen. Der Fleiß der jungen Leute, die zehn an der Zahl sind, ist viel größer, denn der Andern. Sie sind alle Brahminenkinder. Da sie sich Vortheile von der Erlernung der englischen Sprache versprechen, so sparen sie keine Mühe. Der jüngste lernte das englische Alphabet in einem Tage und lehrte es den andern Tag einen Anderen. Der jüngere Kohlhoff und Joseph unterrichteten sie im Lesen und Schreiben. Gegen zwölf Uhr kommen sie zu mir in meine Kammer, da ich ihnen denn täglich an 20 englische Wörter nebst der Bedeutung in der marattischen Sprache, die ihre Muttersprache ist, dictire. Sie sind schon im Stande, die englischen Wörter mit lateinischen Buchstaben zu schreiben. Sie haben gegen das Lesen christlicher Bücher Nichts. Gott gebe, daß diese Anstalt, die von der ostindischen Compagnie unterhalten wird, zum wahren Besten der jungen Leute und ihrer Landsleute gereiche! Schenket Gott ferner Frieden, so hoffen wir weiter zu kommen, wenn Gott mit uns ist!

Ich habe es immer versucht, es dahin zu bringen, daß Gerechtigkeit ausgeübt werden möchte; und habe deswegen vor Kurzem auf Erfordern einen eigenen Aufsatz gemacht und überreicht. Ich habe den König selbst oft gebeten, seine Unterthanen mit der Einführung der Gerechtigkeit in Gerichten zu erfreuen. Er aber sagt, daß er so viel thue, als seine Vorfahren. Indessen gebe ich es doch nicht auf, obgleich alle vorigen Versuche mißlungen sind. Bei der gegenwärtigen Verfassung ist es schwer, die christliche Lehre den

Leuten anzupreisen, weil sie fast Alle öffentlich bekennen, daß, da keine Gerechtigkeit gehandhabt werde, ein Jeder so viel stehle, als er könne.

Nun will ich noch einen Punkt melden, welcher uns hier Freude gemacht. Wir haben den Soldaten täglich Abends um 7 Uhr eine Erbauungs- oder Betstunde gehalten, welche Hohen und Niedern wohlgefällt. Den Offizieren hat sie gefallen, weil dadurch die Unordnung und folglich auch leibliche Strafen im Regiment weniger geworden sind. Vielen unter den Niedern hat sie gefallen, weil sie dadurch zur Erkenntniß Gottes und ihrer selbst geleitet worden. Vor mehr als einem Monat theilte ich das heilige Abendmahl aus. Diejenigen vom Regiment, welche ein unordentlich Leben führten, blieben von selbst weg. Die Andern, welchen die Gnadenmittel theuer sind, kamen und empfingen es, hoffentlich zum Trost und zur Stärkung ihrer Seelen. Da nun aber zu der Zeit viel vom Kriege geredet wurde, so verbanden sich die Liebhaber des Wortes Gottes, daß, im Fall sie zu Felde gehen müßten, sie sich zusammenhalten und ihre erbaulichen Gebetsübungen fortsetzen wollten, damit sie nicht wieder verlieren möchten, was ihnen Gott in der Garnison geschenkt. Sie begehrten daher, daß ich ihnen einen Abriß von solcher Societät machen sollte, wie sie sich verhalten, wen sie annehmen sollten, und wie ein jedes Glied sich zu verhalten hätte, damit der Zweck erreicht würde. Ich gab ihnen den Abriß schriftlich. Ein Jeder nun, welcher aufgenommen zu werden begehrt, liest die Regeln seines künftigen Verhaltens und unterschreibt sie. Ihre Anzahl beläuft sich auf fünf und dreißig. Sie kommen drei Mal in der Woche zusammen. Ich habe ihnen Erlaubniß gegeben, ihre Zusammenkunft in der Kirche zu halten. Die gewöhnlichen Abendbetstunden werden fortgesetzt. Da nun Viele beim Regiment nicht lesen können, so haben sie auch

eine Schule angefangen, worinnen sie ihre Commilitonen im Lesen und Schreiben unterrichten; welches nicht ohne Segen sein wird."

Tanjour wurde je länger je mehr der Mittelpunkt einer weit über das südliche Hindostan ausgedehnten evangelischen Missionsthätigkeit. Seit 1787 stand der Missionar Kohlhoff d. J., mit ihm seit 1788 der Missionar Jänicke dem alternden Schwartz helfend zur Seite. Die von Schwartz gebildeten Nationalarbeiter*) fanden ihren Wir-

*) In einem Briefe vom 12. Januar 1790 giebt Schwartz ein Verzeichniß der Nationalarbeiter. Er sagt: „Unsere Gehülfen aus der Nation sind uns werth.

1. Njanapragasam sollte unserm lieben Bruder Gericke in Madras helfen. Seine Familienumstände aber beunruhigen ihn, wie wir denken, zu viel. Wegen seines Eigensinns ist er oft bestraft worden, denn der ist sein Feind. Wenn er aber dagegen streitet mit Wachen und Beten, so ist er uns sehr bräuchlich. Er wünscht, daß das Reich Christi ausgebreitet werden möge. Er arbeitet nun wieder in Tanjour.

2. Njanamuttu ist willig und hat auch ein ziemlich Geschick im Katechisiren. Weil er lebhaft ist, so muß er sich vor Leichtsinn hüten. Eine Erinnerung nimmt er sehr gern an.

3. Gabriel, vom Paria-Geschlecht, ist in Besuchung der Christenfamilien sehr fleißig. Er ist ältlich und gesetzt. Da er unter vielen Heiden und Römischen wohnt, so hält er des Abends um 8 Uhr eine öffentliche Betstunde, wozu ein Jeder kommen kann.

4. Schawrimuttu, vom Paria-Geschlecht, ist ein redlicher Mann. Seine Erkenntniß und sein Geschick im Katechisiren ist gut; doch kommt er den Vorigen nicht gleich. Er wohnte vorher in Tiruppattur im Marrawer-Lande, hat sich aber seit einiger Zeit hier aufhalten müssen, weil die Unruhen in dortigen Gegenden zu groß waren.

5. Dewasagayam (Gotthilf) war vormals in Paleiamkottei, hat aber noch mehr Uebung nöthig. Er denkt auch, er sei ein Poet; allein der Poet ist dem Herrn Christo zu oft hin-

kungskreis in und um Tanjour; einige von ihnen waren in entfernteren Gegenden stationirt. Es hatten sich im Lande nach und nach kleinere Gemeinden gesammelt, die mit der Haupt- und Muttergemeinde Tanjour in inniger Verbindung standen. Von ihnen erwähnen wir die Gemeinden in Tiruppattur, Tirupalatturrey und besonders die Gemeinde in und um Palamcottah (Paleiamkodtei) in der südlichen Provinz Tinnewelly. Die letztgenannte Gemeinde zu Palamcottah machte dem Schwartz große Freude; sie wurde später für die Ausbreitung des Reiches Gottes im Süden Hindostan's sehr wichtig. Ich will Dir daher von ihr etwas ausführlicher erzählen.

---

derlich, daher ich oft gesagt habe: Ich wünschte, daß der Poet stürbe, daß Christus und sein Evangelium in Deinem Herzen leben möchte. Er kann sonst mit Römischen und Heiden wohl umgehen und sehr herzhaft reden; aber der poetische Leichtsinn ist unangenehm.

Außer diesen sind zwei Katecheten in Paleiamkottei, nämlich:

6. Sattianaden, welcher ein wahrer Christ, ein geschickter und treuer Arbeiter am Werk Gottes ist.

7. Schawrirajen ist in Trankebar erzogen, hat eine gute Erkenntniß und ein schönes Geschick im Katechisiren. Er ist ein wahrer Christ, aber in Absicht der Gesundheit schwächlich.

8. David, vom Paria-Geschlecht, ist Schulmeister, welcher Gott fürchtet, und in seiner Arbeit fleißig und accurat ist. Was ihm aufgetragen wird, das thut er redlich, so daß man sich ganz gewiß darauf verlassen kann. Da wir manche Kinder haben, die bei uns speisen, so ist er in gewisser Absicht unser Haushalter.

9. Salomon, ebenfalls vom Paria-Geschlecht, des Vorigen Schwiegersohn, welcher unter seinem Schwiegervater in der tamulischen Schule arbeitet. Er ist jung, bescheiden und fleißig, und wir hoffen, daß er sich dem Herrn immer mehr ergeben wird.

Von den Gehülfen sind fünf vom hohen und vier vom Paria-Geschlechte, außer den Schulmeistern in Paleiamkottei. Aber die vom Paria-Geschlechte sind ebenso rein gekleidet, so daß man darin keinen Unterschied merken kann."

Wir wissen nicht genau, durch wen das evangelische Christenthum zuerst nach Palamcottah gebracht worden ist. Es kann wohl sein, daß von Trankebar aus durch Hinduchristen das lautere Wort Gottes dahin verpflanzt ist. Auf die Einladung eines dort wohnenden Europäers reiste Schwartz im Februar 1778 nach Palamcottah. Während seines dortigen Aufenthalts meldete sich bei ihm eine Brahminenwittwe zur Taufe. Sie hatte schon früher einmal darum ersucht, war aber zurückgewiesen, weil sie mit einem englischen Offizier in einem unerlaubten Verhältnisse lebte. Nach dem Tode des Engländers schien die Frau ihr sündhaftes Leben zu erkennen und aufrichtig zu bereuen. Sie kam im Magdalenenschmerze zu Schwartz, sie suchte den Heiland, der auch für ihre Sünden gestorben sei. „Ich habe vor einigen Jahren euch ersuchen lassen," sagte sie, „mich zu unterrichten und zu taufen. Meine damalige Lebensart aber machte, daß ich eine abschlägige Antwort bekam. Nun aber begehre ich zum zweiten Male, daß ihr mich unterrichten und taufen wollt. Die vorige Ursache eurer Weigerung hat jetzt nicht statt, ob es mir gleich an Versuchungen nicht gefehlt hat." Schwartz hörte über die Frau von allen Seiten ein gutes Zeugniß. Sie hatte durch ein sittliches Leben ihre früheren Sünden zu bedecken gesucht. Darum nahm sie der Heidenbote, der an der Wahrhaftigkeit ihrer Buße nicht zweifelte, in seinen Unterricht. Später wurde sie getauft und erhielt auf ihren Wunsch den Namen Clarinda. Clarinda trug den Christennamen, wenigstens für die erste Zeit nach ihrer Taufe, mit Ehren. Sie war nicht damit zufrieden, selbst den Herrn kennen gelernt zu haben; sie suchte auch Andere ihm zuzuführen. Ihr Haus wurde der Versammlungsort heilsbegieriger Seelen. Der Landprediger und die Gehülfen fanden bei ihr auf ihren Reisen gastliche Herberge. Manche

Heidin hat in Clarinden's Hause zuerst eine Ahnung von der Herrlichkeit des Evangeliums erhalten. „Ist es doch, als wenn wir heute einen Schatz gefunden hätten," sagten einmal einige Heidinnen, denen in Clarindens Hause ein Gehülfe von Trankebar die Gnade des Herrn Jesu verkündigt hatte. — Vor Allem aber zeigte sich Clarinda als Priesterin im eigenen Hause. Ihre Hausgenossen versorgte die junge Christin treulichst nach ihren Kräften mit dem Brode des Lebens. Im Jahre 1779 besuchte der Missionar Pohle von Tirutschinapalli die Christen Palamcottahs. Ein bei Clarinda in Dienst stehender Hindu hatte von seiner Herrin das Evangelium kennen gelernt und lieb gewonnen. Er meldete sich bei Pohle zur Taufe, „um," wie er auf des Missionars Frage antwortete, „selig zu werden." Er hatte bereits die Hauptstücke des Katechismus gelernt; und Pohle nahm ihn nach kurzem Unterrichte in die christliche Gemeinde auf. „Er war der erste Hindu," sagt er, „den ich getauft. Seine Erkenntniß war freilich noch schwach. Allein wenn ich seine aufrichtig scheinende Einfalt und große Begierde, um selig zu werden, getauft zu sein, und die große Entfernung von uns und andern protestantischen Missionarien und Lehrern, überdies auch die Ungewißheit des Todes erwog, so würde ich mir ein Gewissen daraus gemacht haben, ihn ungetauft zu verlassen. Ich habe ihn aber mit der Bedingung getauft, daß besonders seine Wohlthäterin ihn ferner unterrichten solle, wozu auch ein anderer Christ erbötig war, der die nöthigen Bücher und Fähigkeit hat, es zu thun. Beide haben sich dazu um so mehr verbunden zu achten, weil sie seine Pathen sind." Ein römischer Arzt fand einmal bei Clarinda das neue Testament und wurde durch das Lesen desselben von den Irrthümern des Papstthums überzeugt. Er bekannte seinen Glaubensgenossen die lautere Wahrheit

der Schrift. Es entstand eine große Bewegung unter den Römischen in und um Palamcottah. Clarinda wünschte, daß ein Missionar in dieses Erntefeld eintreten möchte; sie reiste daher mit jenem Arzte im Jahre 1785 nach Tanjour, um den Schwartz oder den Landprediger Rajappen, der im Dienste der trankebarschen Mission stand, zu einem Besuche einzuladen. Schwartz war gerade von Tanjour abwesend. Die Brüder in Trankebar aber, an welche Rajappen die Bittsteller gewiesen hatte, schickten zwei Nationalarbeiter nach Palamcottah. Nach einiger Zeit folgte ihnen der tanjoursche Katechet Njanapragasam, der längere Zeit sich mit dem Unterrichte dort beschäftigte.

Die Gemeinde in und um Palamcottah mochte damals 120 Seelen zählen. Clarinda, unterstützt von einigen Engländern, ließ ihr für die Gottesdienste eine kleine, aber hübsche Kirche erbauen. Es waren in der Gemeinde liebe, gottinnige Seelen. „Die Seelen in und um Palamcottah," schreibt Njanapragasam, „haben gute Erkenntniß und Verstand und sind begierig, Gottes Wort zu hören. Weil sie von der Herrlichkeit der Welt und dem Wohlleben, worin die Leute auf Koromandel leben, Nichts wissen und in dürftigen Umständen sind, so begreifen sie sehr leicht, was ihnen von der himmlischen Weisheit gesagt wird. Unter ihnen sind Viele, welche die Verse des Siwawackier und anderer Weisen gut gelernt, und, um ihnen gleich zu werden, ihre Weiber und Kinder verlassen und in den Wäldern und in den nahegelegenen Höhlen der Berge sich aufgehalten hatten. Was die Leute daselbst aus dem Lichte der Vernunft von Gott erkannt haben, finden sie mit den Wahrheiten, die ihnen vorgetragen werden, sehr übereinstimmend. Wenn der allmächtige und allweise Heiland ihnen einen Lehrer der Wahrheit schenken wollte, so würden viele Menschen bekehrt werden." — Da die Gemeinde noch keinen

eigenen Prediger hatte, so suchte sie sich selbst, so gut es ging, zu erbauen. In den umliegenden Dörfern hielten die Christen unter sich Erbauungs- und Betstunden. Sie wurden von den Geförderten geleitet. Schwartz sandte im Anfange des Jahres 1785 den trefflichen Katecheten Sattianaden nach Palamcottah; er selbst hielt sich später drei Wochen in der dortigen Gemeinde auf. Täglich ertheilte er christlichen Unterricht; an 80 Personen reichte er das heilige Abendmahl. Er war innig erquickt durch den Umgang mit den Gemeindegliedern. Ueber seinen Aufenthalt in Palamcottah hat er in einem Briefe vom 15. Januar 1786, in welchem er auch eine kurze Nachricht über Clarinda giebt, berichtet: „Es ist hier eine sehr zahlreiche Familie etwa von dreißig Personen. Das Haupt dieser Leute wurde vor sieben Jahren, da ich mit ihnen redete, aufmerksam gemacht, und endlich, wie es mir vorkommt, wahrhaftig zu Christo bekehrt. Alle anderen kleinen Familien, welche ihn als Vater ehrten, folgten seinem Beispiel. — Man kann diese Leute nicht ohne Erweckung ansehen. Sie wohnen etwa eine deutsche Meile von Palamcottah, und halten Morgens und Abends Gottesdienst auf eine einfältige, aber eine sehr rührende Weise. Den Sohn dieses Mannes nahm ich mit nach Tanjour, um ihn in der Erkenntniß weiter zu bringen. Er verhält sich ganz christlich. Sobald als ich ihn für tüchtig halte, will ich ihn zurücksenden, damit er mit der Erkenntniß, welche er erlangt hat, wuchern möge. Die übrigen Glieder der Gemeinde sind zum Theil solche, von welchen man etwas Gutes hoffen kann, aber es sind auch unlautere Leute unter ihnen. An allen aber habe ich gearbeitet. Der sogenannten Brahminenfrau (Clarinda) habe ich aufs Ernstlichste zugeredet, sie wegen ihres Leichtsinns erinnert, aber auch treulich ermahnt. Sie nimmt Alles an, und wenn man aus dem Betragen gegen ihre

Lehrer urtheilen sollte, so würde man ein sehr günstiges Urtheil fällen. Sie bot mir hundert Rupien an, um die Reisekosten zu bestreiten. Ich nahm sie aber nicht an, sondern bezeugte ihr, daß ich es zwar an sich selbst für recht und billig hielte, daß sie als eine begüterte Person einen Theil der Unkosten trüge. Da sie aber die Gemeinde mit ihrem Stolz und Leichtsinn beleidigt, so könnte und wollte ich es nicht annehmen, damit böse Gemüther nicht sagen und lästern möchten, als hätte sie Alles mit Gelde gut gemacht. Sie versprach, sich christlich zu halten. Sonst hat sie den dortigen Schulmeistern bisher ihren Gehalt gegeben und hilft den Armen in manchen Stücken."

Am 26. December 1790 wurde Sattianaden zum Landprediger ordinirt und bei der Gemeinde in Palamcottah bleibend angestellt. Er hat da bis in dieses Jahrhundert hinein treu gearbeitet.*) Auch der Missionar Jänicke besuchte oft auf längere Zeit die Gemeinde. So finden wir ihn da ein ganzes Jahr, vom September 1791 bis zum September 1792. Vierzig Heiden wurden von ihm im Laufe des genannten Jahres getauft. „Sie haben mir Alle," schreibt er an Schwartz, „während der Vorbereitung und bei der Taufe viele Freude gemacht, und ihr Leben ist christlich. Ein Suttirer, welcher ein Zimmermann ist, hat sich besonders bei der Taufe ausgezeichnet. Ich that verschiedene Fragen vor der Taufe, besonders: ob sie,

---

*) Cl. Buchanan, der im Jahre 1806 den Landprediger kennen lernte, rühmt seine Rednergaben, die einen sichtbaren Eindruck auf die Zuhörer machten. Er theilt sodann einen kurzen Auszug aus einer Predigt Sattianaden's mit, der von inniger Liebe zu dem Herrn Jesu zeugt. S. dessen Untersuchungen über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums in Asien, übersetzt von Chr. G. Blumhardt. Stuttgart 1813. S. 64. ff. — Sattianaden starb im J. 1815.

was auch komme, Jesu treu beiben wollten? Er antwortete: Und wenn sie mir auch das Leben nehmen wollten, so werde ich dann sagen: Herr Jesu, ich verlasse Dich nicht. Dies machte einen großen Eindruck auf die Gemeinde." Das Werk des Herrn in Palamcottah ging in Segen fort. Bis in unsere Tage hinein ist das Evangelium im südlichen Indien auf Bahnen des Sieges gegangen; die Missionsarbeit hat ihren reichlichen Lohn gehabt.*)

Es ist Zeit, daß wir zu unserm Schwartz zurückkehren. Ich habe von ihm noch so viel zu erzählen, daß der kleine Raum dieses Buches kaum ausreichen wird. Ich hebe daher nur das Wichtigste hervor.

Der Radscha von Tanjour, Tolossi Rasa, der früher so gern den Glaubensboten um sich gehabt hätte,**) zog sich je länger je mehr von ihm zurück. Er ergab sich den heidnischen Lüsten; für die Wahrheiten des Evangeliums war sein Herz verschlossen. Er lobte das Christenthum vor dem Heidenthum, aber er war zu schwach, dieses zu hassen und jenes zu lieben. Als der General Munro im Jahre 1779 mit Schwartz den Radscha besuchte und dem Heiden das Christenthum anpries, sagte Tolossi Rasa: „Ich glaube, daß die christliche Lehre zehntausendmal besser ist, als der Bilderdienst." Aber bei solchen Aeußerungen blieb es. Die Missionsarbeiten wurden jedoch durch den Radscha nicht gehindert: gegen Schwartz hat er bis an seinen Tod eine aufrichtige Verehrung gezeigt. — Wie früher, so befleckte der Radscha auch jetzt wieder durch Ungerechtigkeiten seine Regierung. Unerschwingliche Steuern wurden dem durch den Krieg ohnehin verarmten Volke aufgelegt; die Gerechtigkeitspflege lag ganz darnieder. Unter

*) Vgl. jedoch auch K. Graul's Reisemittheilungen im Ev. Luth. Missionsblatt. Leipzig 1851. Nr. 16. S. 248.

**) S. oben Kap. 6. S. 110 ff.

den Unterthanen herrschte eine große Erbitterung gegen den Fürsten. Mehrere Tausende verließen das Land, um unter einem gerechteren Scepter ein glücklicheres Loos zu suchen. (1786.) Die englische Regierung sah sich genöthigt, gegen des Radscha Regierungsweise einzuschreiten. Es wurde eine Verwaltungscommittee gebildet, welche Gerechtigkeit und Ordnung im Lande aufrecht halten sollte. Schwartz war Mitglied derselben. Er war es besonders, der auf dem Wege der Liebe und Milde den Fürsten zu einer gerechteren Regierung zu bewegen suchte. Mit Ernst stellte er dem Radscha sein Unrecht vor. Tolossi Rasa versprach, von dem betretenen Wege zu lassen. Am 31. Dezember 1786 setzte er seine habsüchtigen Beamten ab. Er verminderte die Steuern; er gelobte dem Lande ein gerechter Herrscher sein zu wollen. Zu Schwartz sagte er: „Ihr sollt nun nichts mehr von Ungerechtigkeit hören. Ich will dem Lande Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sollte Jemand bei euch klagen, so sendet ihn gleich zu mir, so will ich ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Es gelang dem Missionar, nach solchen Versprechungen des Radscha sieben tausend der Ausgewanderten zur Rückkehr in ihr Vaterland zu bewegen.*)

---

*) Wie besonnen Schwartz in den Angelegenheiten des Radscha handelte, und wie sehr ihm daran lag, seinen eigentlichen Missionsberuf unbefleckt zu erhalten, erhellt aus Folgendem. Die Verwaltungscommittee war dem Radscha ein Dorn im Auge; er strebte darnach, ihre Thätigkeit so viel wie möglich zu beschränken. Schwartz wurde einmal zum Radscha gerufen, der ihm die Bitte aussprach, in seinem Namen, aber nicht als Mitglied der Committee, sondern als Freund, seinen Unterthanen zu helfen. Er bot dem Missionar ein Geschenk für die Schule an. Schwartz aber, um allen bösen Schein zu vermeiden, lehnte es ab. „Ich danke Euch,“ sagte er, „für Euer liebreiches Anerbieten, jetzt würde aber solches Geschenk mehr als Bestechung, denn als Almosen angesehen werden, daher will ich es jetzt verbitten, bis

Als Schwartz im Januar 1787 nach Trankebar gereist war, um der Ordination seines Schülers und Gehülfen, des jüngern Kohlhoff, beizuwohnen,*) wurde er von dem englischen Residenten in Tanjour zur schleunigsten Rückkehr aufgefordert, denn der Radscha sei dem Tode nahe. Bei seiner Ankunft erfuhr Schwartz, daß der Radscha, dessen eigene Kinder gestorben waren, ein ihm verwandtes neunjähriges Kind unter dem Namen Serfudschi (Serfogee) Radscha adoptirt habe. Tolossi Rasa stellte dem Missionar den künftigen Thronerben mit den Worten vor: „Dies ist nicht mein, sondern euer Sohn.“ Schwartz antwortete: „Ich bitte und flehe, daß er ein Kind Gottes werden möge.“ Am folgenden Tage ließ ihn der König wieder zu sich rufen. Als Schwartz vor dem Krankenbette des Fürsten saß, sagte Tolossi Rasa: „Das von mir adoptirte Kind übergebe ich an Euch: Ihr sollt Vormund sein und es bewahren; seine Hand lege ich in Eure Hand.“ — Ich sagte: „Ihr wisset, wie ich allezeit willig gewesen bin, Euch zu helfen, so viel als ich gekonnt. Dieses Euer letztes Verlangen aber kann ich nicht erfüllen. Ihr habt das Kind von neun Jahren adoptirt. Ihr laßt das Kind als einen Garten ohne Zaun. Ihr wisset, daß mehrere Parteien sind, welche die Regierung des Landes begehren. Das Kind ist in Gefahr, sein Leben zu verlieren,

---

Euren Unterthanen geholfen worden.“ — „Hätte ich es angenommen,“ fügt er hinzu, „so würde die Lästerung nicht ausgeblieben sein.“ —

*) Am 23. Januar 1787 feierte Joh. Balth. Kohlhoff in Trankebar (Vgl. I. 4. S. 37) sein fünfzigjähriges Jubiläum; der greise Missionar hatte die Freude, an diesem Tage die Ordination seines Sohnes, Joh. Casp. Kohlhoff, feiern zu dürfen. Schwartz redete bei dieser Gelegenheit zu dem Ordinanden über 2. Tim. 2, 1.

und das Land wird in große Verwirrung gerathen. Was mich betrifft, so mag ich wohl dem Kinde dann und wann eine gute Ermahnung geben, es aber aufzuziehen und zu bewahren ist über meine Kräfte. Ihr müsset einen andern Weg wählen." Der König fragte: „Was für einen Weg?" Ich sagte: „Uebergebt das Kind Eurem Bruder, saget, daß er als Vater für dasselbe sorgen solle. Hierdurch sorget Ihr auf's Beste für die Wohlfahrt und das Leben des Kindes und für das Beste und die Ruhe des Landes." Der König sagte: „Ich habe einige Zweifel." Ich erwiederte: „In allen menschlichen Dingen findet sich etwas Zweifel Erregendes; indessen bedenket Alles sorgfältig und reiflich." Er sagte: „Ich will's bedenken." — Der Radscha folgte Schwartzen's Rathe. Er setzte seinen Halbbruder, Amir Sing, zum Vormund über Serfudschi und übertrug ihm die einstweilige Verwaltung der Regierungsgeschäfte. Zwei Tage nachher (31. Januar 1787), starb Tolossi Rasa, im 43. Jahre seines Alters, „welcher besondere Wege erfahren, bald erhöhet, bald erniedrigt worden, in allen Umständen aber viel Unruhe des Gemüths empfunden und wenig wahrhaft Erfreuliches. Seine Verstandeskräfte waren ziemlich stark, wie Alle bezeugen, welche mit ihm umgegangen sind; aber sein Hang zu sinnlichen, oder wie die Schrift es ausdrückt, fleischlichen Vergnügungen legte den Grund zu allem Jammer, welchen er an seiner Person erfahren." — Nach dem Tode seines Bruders schenkte Amir Sing in dessen Auftrage der Mission ein in der Nähe des trankebarschen Gebietes gelegenes Dorf, dessen jährliche Einkünfte an 1000 Rupien betrugen.

Amir Sing hatte bei der Uebernahme der Regierung gelobt, ein treuer Freund Serfudschi's sein zu wollen. Er hatte dem Lande eine gerechte Herrschaft versprochen. Es zeigte sich jedoch bald, daß er sein Wort zu halten nicht

gesonnen sei. Er strebte nach der königlichen Krone; das Recht Serfudschi's an dieselbe suchte er bei der englischen Regierung in Frage zu stellen. Durch Bestechungen der Rechtsgelehrten gelang es ihm, seine Ansprüche auf den Thron als begründet zu erweisen. Er behauptete, der verstorbene Radscha habe in der Annahme eines Thronerben gegen die Hindu-Gesetze gehandelt; daher sei dieselbe nicht zu gestatten. Amir Sing erreichte seinen Zweck. Die englische Regierung berief sich auf das Urtheil der Rechtsgelehrten; Amir Sing wurde als Radscha von Tanjour ausgerufen und feierlich eingesetzt. Im Besitze der königlichen Macht drückte er das Volk auf die ungerechteste Weise. Serfudschi wurde von ihm hart behandelt; um seine Erziehung kümmerte er sich nicht. Da Schwartzen's Vorstellungen bei ihm kein Gehör fanden, so wurde Serfudschi im Jahre 1793 den Händen Amir Sing's gänzlich entzogen und nach Madras gebracht. Schwartz begleitete den jungen Prinzen dahin; er unterstützte einige Monate lang seinen dortigen Freund Gericke in der Missionsarbeit.

Nicht lange nachher wurde Schwartz durch eine Uebersetzung der Hindu-Gesetze mit dem Rechte des Landes bekannt. Da er in ihm keine Begründung der Ansprüche Amir Sing's auf den Thron fand, so schöpfte er Verdacht; er war überzeugt, daß jenes Urtheil der Rechtsgelehrten ein falsches sei. Von neuem wurde die Angelegenheit untersucht; es fand sich, daß Amir Sing sich durch List auf den Thron erhoben hatte. Die Panditen gestanden dem Schwartz, daß sie theils aus Furcht, theils durch Bestechungen Amir Sing's zu jenem ungerechten Urtheil gezwungen seien. Schwartz eilte, der englischen Regierung das Ergebniß der neuen Untersuchung mitzutheilen. Es wurde später als rechtsgültig anerkannt, und Serfudschi

als rechtmäßiger Herrscher von Tanjour eingesetzt. Schwartz erlebte aber diese Freude nicht; nicht lange nach seinem Tode traf die Entscheidung der englischen Regierung in Tanjour ein. Serfudschi aber hat nie vergessen, was „sein Vater, Freund, Beschützer und Vormund" an ihm gethan hat.

Neben den vielen Arbeiten, welche die politischen Angelegenheiten des Landes verursachten, versah Schwartz nach wie vor sein Amt als Missionar mit großer Treue. In rastlosem Eifer wirkte er fast auf allen Gebieten christlicher Liebesthätigkeit mit Erfolg. Christen, Heiden, Muhamedaner ehrten ihn als ihren „guten Vater." Besonders lag ihm in seinem Alter die Errichtung der Schulen am Herzen. Im Jahre 1790 begann er den Bau einer Provinzialschule in Combaconum; die Kosten wurden von den Einkünften des der Mission geschenkten Dorfes bestritten. Wegen des wieder ausgebrochenen Krieges mit dem Sultan Tippo Sahib konnte diese Schule jedoch erst im Jahre 1791 mit 12 Schülern eröffnet werden*). Im Jahre 1792

*) Schwartz theilt in einem Briefe vom 18. März 1789 ein Gespräch mit, welches er über diese Schule mit Amir Sing hatte. „Ich habe in Vorschlag gebracht, eine englische Schule in Combaconum, der rechten Hauptstadt von Tanjour, zu errichten. Ich redete mit dem Könige davon; er schien es aber nicht sehr zu billigen. Endlich ließ er mir sagen, daß es ihm nicht gefiele. Ich ging zu ihm und fragte ihn, warum es ihm nicht gefiele, da doch ein Jeder Erlaubniß hätte, eine hindostanische, persische, marattische und malebarische Schule zu halten. Allein, sagte ich, die wahre Ursache eurer Mißbilligung ist die Furcht, daß Mancher sich zur christlichen Religion wenden würde. Ich wünschte, daß ihr Alle euch dem Dienste des wahren Gottes ergeben möchtet. Ich habe euch in mancher Bedrückung geholfen, und ihr wollt mich nun für einen Feind halten? Ist das Recht? Er antwortete: Nein, es ist nicht so gemeint. Es ist ja aber bisher nicht Ge-

wurde in Tanjour ein Waisenhaus erbaut, in welchem 15 bis 20 Kinder vom Lande unterhalten wurden. Bis auf diesen Tag zeugt es von dem Liebeseifer seines Gründers *).

In seinem Alter mußte Schwartz den Schmerz erleben, das Missionswerk in Ostindien öffentlich angegriffen zu sehen. Im Jahre 1793 stellte W. Wilberforce im englischen Parlamente den Antrag, daß die ostindische Compagnie zur Errichtung von Freischulen und zur Anstellung christlicher Missionare in Ostindien verpflichtet werden sollte. Gegen diesen Antrag erklärte sich M. Campbell, der einige Jahre in Madras gelebt hatte. Er verdächtigte die bekehrten Hindu und sprach über den Segen der Mission geringschätzend. Schwartz erhielt zufällig durch eine Zeitung von diesem Vorfall Nachricht. Obgleich zwar seine Person nicht angegriffen war, so glaubte er doch es der Mission schuldig zu sein, dem öffentlichen Angriff eine öffentliche Vertheidigung entgegenzusetzen. Es galt nicht seiner Ehre, sondern der Ehre seines Herrn. Die Mittheilung dieser Vertheidigung, in welcher Schwartz in kurzen Zügen seine Missionsthätigkeit vorgelegt hat, möge dieses Kapitel beschließen. Hier folgt sie**). Tanjour, den 13. Febr. 1794. „Da das 74. Königliche Regiment theils in Tanjour steht, theils in Wallam, sechs engl. Meilen von Tanjour, so gehen wir gewöhnlich einmal die Woche nach

---

wohnheit gewesen. Ich: Soll es denn immer so bleiben? Es hat sich ja auch schon Manches zugetragen, welches vorher nicht Gebrauch gewesen. Er sagte: Gut, gut, ich will es thun."

*) Graul's Reisemittheilungen a. a. O. Nr. 10. S. 150.

**) Sie war an die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß gerichtet. Zuerst gedruckt findet sie sich in Account of the Society for promoting Christian Knowlegde. London 1795. p. 114.

Wallam, um dort den Gottesdienst bei vier Compagnien dieses Regiments zu halten.

Als ich vor Kurzem dahin ging, wurde mir das 210. Blatt einer Zeitung, der Courier genannt, Freitag Abend, den 24. Mai 1793, eingehändigt. In diesem Blatte fand ich einen Paragraphen, den Hr. Mongomery Campbell, welcher mit Hrn. Archibald Campbell nach Indien als Geheimsecretär gekommen war, hatte einrücken lassen, worin meiner folgender Maaßen erwähnt wurde:

„Hr. M. Campbell erklärte sich ganz gegen den gefaßten Schluß und verwarf den Gedanken, die Gentoos zu bekehren. Es hätten zwar freilich die Missionare aus den Pareiern Proselyten gemacht; aber diese gehörten zur niedrigsten Classe, und sie hätten sogar die Religion, welche sie doch zu bekennen vorgäben, herabgewürdigt. — Hr. Schwartz, dessen Charakter mit Recht allgemein geschätzt werde, möchte wohl nicht Ursache haben, der Unbescholtenheit seiner Schüler sich zu rühmen; sie wären ja ihrer Ausschweifungen wegen zum Sprüchwort geworden. Ein Beispiel davon, das gerade hierher gehöre, werde ihm gewiß noch im Gedächtniß sein. Er hatte einmal mehrere Stunden diesen Proselyten über die Schändlichkeit der Dieberei gepredigt, und mitten in seiner Rede wurde ihm sein Stock mit einem goldenen Knopfe von einem aus seiner tugendhaften und erleuchteten Versammlung gestohlen. Bei solchem Charakter der Eingeborenen sollte die Lehre der Missionare wirken? Leute vom höheren Geschlecht würden den Gedanken verachten, die Religion ihrer Vorfahren zu ändern."

Da dieser Paragraph in einem öffentlichen Blatte steht, so wird es der ehrw. Gesellschaft nicht mißfallen, wenn ich einige Bemerkungen darüber mache, nicht, um mich zu rühmen, welches ich verabscheue, sondern um die Sache nach

der Wahrheit vorzustellen, und zugleich auch mich und meine Brüder zu vertheidigen.

Vor 17 Jahren, als ich noch in Tirutschinapalli wohnte, besuchte ich die Gemeinde zu Tanjour. Auf meinem Wege kam ich sehr früh in einem Dorfe, das von Kallern bewohnt ist, an. Dies ist eine Art von Menschen, die wegen ihres Stehlens berüchtigt ist: selbst der Name Collary oder besser Kaller bezeichnet einen Dieb.

Diese Kaller gehen auf nächtliche Streifereien aus, um zu stehlen. Sie treiben Ochsen und Schafe weg, nnd rauben, was sie nur finden können, für welchen Unfug sie jährlich 1500 Chakr oder 750 Pagoden an den Radscha bezahlen.

Als ich in einem dieser Dörfer, Pudelur genannt, ankam, legte ich meinen Stock auf einen Sandhügel. Indem ich ein wenig vorwärts ging, um mich nach dem Manne umzusehen, der meine Wäsche trug, achtete ich nicht auf den Stock, und so wurde er mir von einigen diebischen Knaben geraubt. Kein erwachsener Mensch war zugegen. Da die Einwohner den Diebstahl erfuhren, verlangten sie von mir, alle die Buben einstecken zu lassen und sie so hart zu bestrafen, als ich nur wollte; aber ich mochte dies nicht thun, da die Kleinigkeit, die ich verloren hatte, nicht so viel Aufsehen werth war. — Daß solche Knaben, deren Väter Diebe von Profession sind, dergleichen Diebstähle begehen, das kann wohl Niemanden Wunder nehmen. Alle Einwohner des Dorfs waren Heiden, es befand sich in demselben keine einzige christliche Familie. Viele angesehene Personen, die durch dieses Dorf reisten, sind bestohlen worden. Den geringen Stockknopf habe ich also nicht durch die Dieberei von Christenknaben, sondern von Heidenknaben verloren.

Auch habe ich zu der Zeit nicht gepredigt. Herr Campbell sagt, daß ich mehrere Stunden gepredigt hätte;

allein ich habe dort nicht einmal mit einem Menschen gesprochen.

Diese unbedeutende gänzlich verstellte Geschichte wird von Hrn. Campbell angeführt, um das schändliche Betragen dasiger Christen zu beweisen, die er auf eine höhnische Weise Tugendhafte und Erleuchtete nennt. Wenn er keine besseren Beweise aufzustellen hat, so ist sein Schluß auf schlechten Grund gebaut, und ich werde ihn wenigstens nicht als Logiker bewundern. Die Wahrheit zeugt gegen ihn.

Ebenso falsch ist es, daß der beste Theil der Leute, die unterrichtet worden, Pareier wären. Hätte Hr. Campbell nur einmal unsere Kirche besucht, so müßte er bemerkt haben, daß mehr als zwei Dritttheil zu der höheren Classe gehören. Ebenso verhält es sich in Trankebar und Wepery (Madras).

Unsere Absicht ist gewiß nicht, zu prahlen; aber ich kann mit Wahrheit sagen, daß viele von diesen Leuten, die bei nns sind unterrichtet worden, diese Welt getrost und mit gegründeten Hoffnungen eines ewigen Lebens verlassen haben. Daß Einige, die von uns unterrichtet und getauft worden sind, diese Wohlthat gemißbraucht haben, ist gewiß; aber alle aufrichtigen Diener Gottes, selbst die Apostel, werden diese traurige Erfahrung gemacht haben.

Es wird behauptet, daß die Missionare jedem Lande Nachtheil zuziehen. Lord Macartney und der verstorbene General Coote waren darüber ganz anderer Meinung. Sie und viele andere Herren wissen und bekennen, daß die Missionare der Regierung wohlthätig und dem Lande nützlich gewesen sind. Dieses bin ich im Stande, sehr einleuchtend zu beweisen. Viele Personen, die jetzt in England oder noch in diesem Lande leben, können meine Behauptung unterstützen.

Daß Gericke den Einwohnern von Cudelur die wohlthätigsten Dienste geleistet hat, das weiß Jedermann, der sich um die Zeit, da der Krieg ausbrach, in Cudelur befand. Er war das Werkzeug in den Händen der Vorsehung, welches diesen Ort vor Ausplünderung und Blutvergießen bewahrte. Er schützte viele angesehene Leute, daß sie nicht dem Hyder als Gefangene in die Hände fielen, welches auch der Lord Macartney mit vielem Dank erkannte.

Als Nagapatnam, diese reiche und bevölkerte Stadt, durch die unvermeidlichen Folgen des Krieges in die tiefste Armuth gerieth, war Gericke der Vater der unglücklichen Einwohner dieser Stadt. Er vergaß, daß er selbst eine Familie zu versorgen hatte. Viele verarmte Familien wurden durch ihn unterstützt, und ich habe selbst vor einigen Monaten, als ich dort predigte und das heilige Abendmahl austheilte, Viele gefunden, welche ihr und ihrer Kinder Leben seiner uneigennützigen Sorgfalt verdankten. Dies kann man doch wohl nicht ein Unglück für die Stadt nennen. Als die ehrw. Societät ihm befahl, zu der Gemeinde nach Madras zu gehen, beklagten Alle seine Abreise; und zu Madras wird er von dem Gouverneur und vielen angesehenen Leuten bis auf den heutigen Tag geschätzt.

Es ist kein angenehmes Geschäft, von sich selbst sprechen zu müssen; aber ich hoffe, daß die ehrw. Societät einige Beispiele, die ich anführen werde, nicht für eine eitle und sträfliche Prahlerei halten, sondern sie vielmehr als eine nothwendige Selbstvertheidigung ansehen werde.

Weder die Missionare, noch viele der Christen haben der Wohlfahrt des Landes Schaden gebracht.

Zur Zeit des Krieges befand sich die Festung Tanjour in einer sehr traurigen Lage. Ein mächtiger Feind war in der Nähe, das Volk in der Festung sehr zahlreich, Lebensmittel waren aber nicht vorräthig, nicht einmal für die

Garnison. Aus der umliegenden Gegend hätte genug Korn herbeigeschafft werden können; wir hatten aber keine Ochsen, es herein zu bringen. Wenn das Landvolk ehemals Proviant in die Festung brachte, so betrogen sie die habsüchtigen Dubasche um die Bezahlung, die ihnen zukam; daher ging alles Vertrauen verloren. Die Einwohner trieben ihr Vieh weg, und weigerten sich, der Festung beizustehen. Der vorige Radscha befahl, ja er ließ sogar durch seine Commissarien das Volk bitten, zu unserem Beistande zu kommen; aber Alles war vergebens. Endlich sagte der Radscha zu einem der vornehmsten Herren: Wir Alle, Sie und ich, haben unsern Credit verloren, wir wollen versuchen, ob die Einwohner dem Herrn Schwartz mehr vertrauen werden. Er bevollmächtigte mich nun, mit dem Volke einen Accord zu machen. Hier war keine Zeit zu versäumen: denn die Sypais fielen schon zum Theil vom Hunger ausgemergelt todt zur Erde; unser Zustand war bejammernswürdig. Ich sandte daher in der ganzen Gegend Briefe herum, worin ich versprach, Jeden mit eigener Hand zu bezahlen und sie auch für jeden Ochsen zu entschädigen, der ihnen von dem Feinde genommen werden könnte. In ein oder zwei Tagen hatte ich über 1000 Ochsen beisammen, und ich schickte einen unserer Katecheten und andere Christen in dem Lande umher. Diese wagten ihr Leben daran, eilten so viel, als möglich war, und brachten in sehr kurzer Zeit 8000 Kalams in die Festung. Auf diese Weise wurde sie gerettet. Da Alles eingebracht war, bezahlte ich das Volk, selbst mit einigem Gelde, das Anderen gehörte, machte ihnen ein klein Geschenk und schickte sie nach Hause.

Als in dem nächsten Jahre der Oberst Braithwaite mit seiner ganzen Mannschaft gefangen wurde, commandirte Major Alcock in der Festung und betrug sich sehr menschlich gegen das arme vor Hunger schmachtende Volk.

Wir befanden uns damals zum zweiten Male in der nämlichen jammervollen Lage. Der Feind fiel immer in das Land ein, wenn die Ernte vor der Thür war. Man verlangte abermals von mir, die schon einmal angewandten Mittel zu versuchen, und es gelang mir. Das Volk wußte jetzt, daß es sich auf richtige Bezahlung verlassen könnte; sie brachten also ihr Vieh herbei. Die Gefahr aber war desto größer, je näher der Feind war. Die Christen geleiteten die Einwohner mit nicht geringer Gefahr ihres Lebens, wie es am Besten gehen wollte. Gerührt machten sich die Leute auf den Weg, und so wurde das Fort wiederum mit Proviant versorgt. Als die Einwohner ihre Bezahlung erhielten, fragte ich genau nach, ob einer der Christen ein Geschenk von ihnen genommen. Sie sagten Alle: „Nein, nein, da wir so ordentlich bezahlt wurden, so boten wir dem Katecheten ein Kleid von geringem Werthe an, aber er schlug es ernstlich aus."

Aber Hr. M. Campbell sagt ja, die Christen wären wegen ihrer Ruchlosigkeit zum Sprüchwort geworden. Wenn ich ihn bei mir hätte, so wollte ich ihm wohl besser sagen, wer die Ruchlosen sind, die das Land in's Unglück stürzen. Wenn ein Dubasch in Zeit von 10 oder 15 Jahren zwei, drei oder vier Lacks Pagoden zusammenscharrt, ist diese Erpressung nicht ein hoher Grad von Ruchlosigkeit?

Die Regierung war sogar einmal genöthigt, einen Befehl ergehen zu lassen, daß drei dieser Gentoo Dubasche das tanjoursche Land verlassen sollten. Die ungeheuren Verbrechen, welche sie begingen, erfüllten das Land mit Klagen; aber ich mag sie nicht alle herzählen.

Es wird behauptet, daß die Einwohner des Landes durch Missionen leiden würden. — Wenn die Missionare rechtschaffene Christen sind, so ist es unmöglich, daß die Einwohner Schaden von ihnen haben sollten; wenn sie

aber nicht das sind, was sie zu sein vorgeben, so entlasse man solche.

Als Hr. A. Campbell Gouverneur und Hr. M. Campbell sein Geheimsecretair war, waren die Einwohner von Tanjour so gewaltig von dem Commissär und den Dubaschen gedrückt, daß sie das Land verließen. Es hörte daher aller Ackerbau auf. In dem Monat Juni sollte die Feldarbeit angehen, aber im Anfange des September war noch Nichts geschehen. Jedermann befürchtete Hungersnoth. Ich bat den Radscha dringend, der schädlichen Unterdrückung Einhalt zu thun und die Einwohner zurückzurufen. Er ließ ihnen daher die Versicherung geben, daß ihnen Gerechtigkeit widerfahren solle; aber sie glaubten seinen Versprechungen nicht. Daher verlangte er von mir, daß ich ihnen schreiben und sie versichern solle, daß er auf meine Fürsprache gütig gegen sie sein wolle. Ich that es, und Alle kehrten sogleich zurück. Vor Allen traueten die Kaller meinem Worte, so daß 7000 Mann an einem Tage zurückkehrten. Die andern Einwohner folgten ihrem Beispiele. Als ich sie ermahnte, ihr Möglichstes zu thun, da die Zeit der Bestellung beinahe verflossen wäre, so antworteten sie mir: Da Sie uns Güte bewiesen haben, so wollen wir Ihnen auch keine Ursache geben, solches zu bereuen. Wir wollen Tag und Nacht arbeiten, um Ihnen unsere Aufmerksamkeit zu bezeugen. — Hr. A. Campbell war sehr froh, da er dies hörte; und wir waren so glücklich, eine bessere Ernte zu erhalten, als das Jahr vorher.

Da gar keine Gerichtspflege hier war, so machte ich dem Radscha deswegen die dringendsten Vorstellungen. „Gut, sagte er, lassen Sie mich wissen, worin mein Volk gedrückt wird.“ Das that ich, und er willigte sogleich in meine Vorschläge und erklärte seinem Geschäftsführer, daß er seinen Unwillen erfahren solle, wenn er der Unterdrückung nicht

Einhalt thäte. Da er aber bald starb, sah er nicht mehr die Vollziehung seiner Befehle.

Als der jetzige Radscha zur Regierung kam, erinnerte ich den Hrn. A. Campbell an die Wichtigkeit dieser Angelegenheit. Er verlangte von mir den Plan zu einem Gerichtshof, den ich auch entwarf. Aber die Diener des Radscha, welche gewöhnlich die Gerechtigkeit dem Meistbietenden verkaufen, achteten wenig darauf. Als nun die hochansehnliche Compagnie während des Krieges das Land einnahm, wurde mein Plan wieder aufgenommen, und viele Menschen wurden dadurch glücklich. Da es aber dem Radscha von Neuem eingeräumt wurde, nahmen die ersten Unordnungen überhand.

Während nun die Compagnie das Land in Besitz hatte, trug mir die Regierung auf, den Herren Commissarien behülflich zu sein. Der District des westlichen Theils von Tanjour war sehr vernachlässigt worden, so daß die Reinigung der Wasserleitungen in den letzten 15 Jahren ganz verabsäumt war. Ich that dem Commissar den Vorschlag, 500 Pagoden dazu vorzustrecken. Er willigte unter der Bedingung ein, daß ich die Aufsicht dabei übernehmen möchte. Das Geschäft wurde unter der Aufsicht von Christen begonnen und vollendet. Die Einwohner dieser Gegend freuten sich Alle über den vermehrten Gewinn von 100000 Kalams. Sie gestanden, daß sich der jetzige Gewinn wie vier zu eins verhalte.

Kein Einwohner hat durch Christen gelitten, auch hat Keiner sich darüber beklagt. Im Gegentheil sagte mir einmal einer der Reichsten von ihnen: Wenn Sie uns einen zuschicken, so sei es einer, der alle zehn Gebote gelernt hat; denn er sowohl, als viele hundert Einwohner waren gegenwärtig bei dem Unterrichte, den ich eben Heiden und Christen ertheilte.

Die Eingeborenen stehen nicht gern unter der Aufsicht eines Dubasch aus Madras. Diese Menschen leihen dem Radscha auf übermäßige Zinsen Geld und erhalten dafür die Erlaubniß, das Geld sammt den Interessen in einem ihnen angewiesenen Districte einzusammeln. Es ist wohl überflüssig, von den Folgen dieser Einrichtung zu reden.

Als die Kaller die größten Ausschweifungen auf ihren Räubereien begingen, wurden Sypais abgesandt, um ihnen Einhalt zu thun; aber das war vergebens. Die Regierung trug es daher mir auf, diese Diebereien zu untersuchen. Ich ließ also Briefe an die Obersten der Kaller abgehen. Wir brachten, da sie erschienen, einigermaaßen heraus, wie viel die Kaller gestohlen hatten. Wir bestanden auf die Erstattung, welche auch erfolgte. Endlich gaben sie Alle die Versicherung, daß sie nicht mehr stehlen wollten. Dies Versprechen hielten sie acht Monate lang ganz genau: dann ging es wieder wie vorher, aber doch nicht ganz so arg. Hätte man fortgefahren, über ihre Aufführung zu wachen, so wären sie vielleicht nützliche Menschen geworden. Ich vermahnte sie zu dem Anbauen ihrer Felder, worin sie mir folgten: aber wenn die Abgaben zu hoch getrieben werden, glauben sie kein anderes Hülfsmittel übrig zu haben, als zu stehlen.

Endlich baten mich Einige dieser diebischen Kaller, sie zu unterrichten. Ich sagte ihnen: Ich bin zwar verbunden, euch zu unterrichten; aber ich befürchte, ihr werdet sehr schlechte Christen werden. Sie gaben mir die besten Versprechungen. Ich unterrichtete sie und, nachdem sie leidliche Kenntnisse hatten, taufte ich sie. Nachher ermahnte ich sie, nicht mehr zu stehlen, sondern fleißig zu arbeiten. Ich besuchte sie darauf, und nachdem ich ihre Kenntnisse geprüft hatte, fragte ich auch nach ihren Geschäften; und da bemerkte ich mit Vergnügen, daß ihre Felder vortrefflich

angebaut waren. Nun, sagte ich, bleibt mir noch eins übrig. Ihr müßt eure Abgaben zu rechter Zeit bezahlen, und sie euch nicht erst durch militairische Gewalt abdingen lassen, — welches sie sonst zu thun pflegen. Ich erfuhr bald darauf, daß sie ihre Abgaben richtig abgetragen hatten. Die einzige Klage, die man gegen diese christlichen Kaller führte, bestand darin, daß sie nicht mehr, wie sonst, auf Plünderungen ausgehen wollten.

Ich fühle es wohl, daß Einige mich im Verdacht haben werden, als hätte ich mich rühmen wollen. Ich gestehe gern, daß es den Schein davon habe, aber die Schuld fällt auf die zurück, die mich zu dieser Thorheit gezwungen haben.

Ich hätte noch Manches anführen können, aber ich breche hier ab, weil einige Charactere in einem üblen Lichte erscheinen müßten. Dies Eine aber muß ich noch vor Gott und Menschen betheuern, daß, wenn das Christenthum in seiner wahren unverstellten Gestalt gehörig ausgebreitet würde, das Land nicht darunter leiden, sondern vielmehr gesegnet sein würde.

Wenn Christen, die bei wichtigen Aemtern angestellt sind, ihre Pflicht versäumten, sollten sie doppelt bestraft werden; aber sie Alle zu verwerfen, ist nicht recht und macht muthlos.

Der glorreiche Gott und unser heiliger Erlöser hat seinen Aposteln befohlen, allen Völkern das Evangelium zu predigen. Die Erkenntniß von Gott, von seinen göttlichen Vollkommenheiten und von seiner Barmherzigkeit gegen die Menschen kann gemißbraucht werden; aber es giebt doch kein anderes Mittel, die Menschen auf den rechten Pfad zu führen, als sie wohl zu unterrichten. Es ist eine bloße Chimäre, wenn man sich einbildet, daß je die Heiden ohne die Erkenntniß von Gott einen rechtschaffenen Wandel führen werden.

Die Lobsprüche, die Viele unserer Geschichtschreiber den Heiden dieses Landes ertheilt haben, werden durch eine genaue, ja selbst durch die flüchtigste Untersuchung ihres Lebenswandels widerlegt. Viele historische Werke kommen hierin einem Roman näher, als der wahren Geschichte. Viele hiesigen Herren sind erstaunt darüber, wie einige Geschichtschreiber ihre Talente dadurch entehrt haben, daß sie Fabeln erzählten.

Ich stehe jetzt am Rande der Ewigkeit; aber ich erkläre in diesem Augenblicke feierlichst, daß es mich nicht gereut, hier 43 Jahre in dem Dienste meines göttlichen Lehrers verlebt zu haben. Wir wissen nicht, ob es Gott gefallen wird, einige der größten Hindernisse der Ausbereitung des Evangelii aus dem Wege zu räumen. Sollte unter den hiesigen Europäern eine Reformation statt haben, so würde sie dem Lande ohne Zweifel zum größten Segen gereichen.

Ich erbitte mir die Erlaubniß, diese meine Bemerkungen der ehrw. Societät vorlegen zu dürfen. Ich danke dabei verbindlichst für alle Unterstützung dieses Werks, und wünsche aufrichtig, daß ihre frommen und edlen Bemühungen, die Erkenntniß von Gott und Christo zu verbreiten, noch vielen Tausenden zum Segen gereichen möge." —

Das Schwartzen's Vertheidigung des Missionswerks in Ostindien. Sein Gegner aber sah sich nach derselben veranlaßt, ihm ein Entschuldigungsschreiben zu übersenden, in welchem er die Zeitungen einer falschen Mittheilung seiner Rede beschuldigte.

Treuer Hirte Deiner Heerde,
Deiner Glieder starker Schutz!
Siehe doch, wie Asch' und Erde,
Großer Gott, mit Grimm und Trutz
Tobt und wüthet wider Dich;
Sie vermißt sich freventlich,
Deine Kirche zu zerstören
Und Dein Erbtheil zu verheeren.

Du, Herr, bist ja unser König,
Wir sind Dein mit Leib und Seel',
Menschenhülf' ist ja zu wenig,
Wo nicht Du, Immanuel,
Zu der Deinen Rettung wachst
Und Dich selbst zu Felde machst,
Für Dein wahres Wort zu kämpfen,
Und der Feinde Wuth zu dämpfen.

Es gilt Deines Namens Ehre,
Deiner Wahrheit Heiligthum,
Jesu, Deiner Glaubenslehre,
Deines Leidens Kraft und Ruhm,
Und dem Dienst, den wir allein
Dir zu leisten schuldig sein.
Dazu kannst Du ja nicht schweigen,
Du mußt Deine Allmacht zeigen.

Du verlachst der Feinde Tücke,
Treibst des bösen Herzens Schluß,
Rath und Anschlag selbst zurücke,
Daß er nicht gelingen muß.
Die Verfolgung hat ihr Ziel,
Du verhängst ihr nicht zuviel
Und pflegst derer nur zu spotten,
Die, Herr, wider Dich sich rotten.

Stärke doch den schwachen Glauben,
Den bei so betrübter Zeit,
Fleisch und Satan uns zu rauben
Und mit Furcht und Blödigkeit
Uns zu schrecken sind bemüht.
Deine Weisheit kommt und sieht
Deiner Kinder schwach Vermögen
Und wird nicht zu viel auflegen.

Hilf den Deinen und bekehre
Uns'rer Feinde blindes Heer;
Der Verfolgung steure, wehre,
Daß sie uns nicht sei zu schwer.

Nimm Dich der Bedrängten an,
Leit' auch die auf rechte Bahn,
Die noch jetzt durch Satans Lügen
Sich selbst um ihr Heil betrügen.

Laß uns recht und redlich handeln
Und in Taubeneinfalt Dir
Ganz gelassen heilig wandeln,
Doch dabei uns klüglich hier
Schicken in die böse Zeit,
Und vor falscher Heiligkeit,
Vor der Feinde List und Wüthen
Uns mit Schlangenklugheit hüten.

Laß mit Beten und mit Wachen
Stets uns stehn auf uns'rer Hut,
Dich, Herr, Alles lassen machen,
Denn Du machest Alles gut.
Jesus streitet für uns hier
Und vertritt uns dort bei Dir,
Bis wir auf der neuen Erden
Bei ihm triumphiren werden.

Herr, wir warten mit Verlangen,
Komm und mach' uns nun bereit,
Dich mit Freuden zu empfangen,
Dein bedrängtes Häuflein schreit:
Komm, Herr Jesu, zum Gericht,
Ach, verzieh doch länger nicht,
Uns're Sache zu entscheiden,
Hol' uns heim zu Deinen Freuden.

Achtes Kapitel.

Schwartzen's Lebensende.

Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, wie Du gesagt hast; denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen, welchen Du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preis Deines Volkes Israel. Lucä 2, 29—32.

Ein reiches Leben haben wir durchmessen; reich an Thaten, in Gott gethan, reich an Gnade für das Werkzeug dieser Thaten. Schwartzens Leben ist ein apostolisches Leben. Der Reichthum göttlichen Lebens im Menschen entfaltet sich in seiner ganzen Fülle auf dem Sterbelager. War unsers Heidenboten bisheriges Leben ein lautes Rühmen göttlicher Gnade, so ist es sein Tod nicht minder gewesen. Wir treten, meine Lieben, an das Kranken- und Sterbebett des greisen „Patriarchen der indischen Mission."

Das Alter brachte für unseren Schwartz manch' leibliches Ungemach mit sich. Seine Arbeiten gingen zwar ungestört fort, aber er konnte sie doch nicht mehr mit jener ihm eigenen jugendlichen Kraft versehen. Schon im Januar 1782 schrieb er einem Freunde: „Meine arme Hütte fängt an, alt und gebrechlich zu werden. Oft habe ich Verstopfung in den Ohren, oft Ausschlag an den Füßen. Doch hat mich diese Schwächlichkeit nicht gehindert, mein Amt zu verrichten, ob es gleich oft mit Schmerzen geschieht. Meine Zeit und Kräfte sind in Gottes Händen. Der Herr macht und wird Alles wohl machen.

Geht es nur zum Himmel zu,
Und bleibt Jesus ungeschieden,
So bin ich zufrieden."

Ja, Du theurer Gottesmann, wir dürfen es Dir nachrufen: es ging mit Dir dem Himmel zu. Der Herr führt seinen Knecht ins Haus.

Und doch fand der Greis in seinem Heimweh noch so viel Arbeit auf Erden. Ist ja des Elends in dieser Welt so viel, daß wer helfen und arbeiten will, nicht lange nach Gelegenheit zu suchen braucht. Laß es Dir gefallen, lieber Leser, wenn ich noch ein Weniges von den letzten Arbeiten des Mannes, den Du lieb gewonnen, mittheile.

Im April des Jahres 1796 meldet er, daß er arme Wittwen spinnen lasse, wodurch dem Betteln in etwa gesteuert werde. Andere Wittwen verschafften sich durch Verkauf von Reis und Früchten den täglichen Unterhalt. Nachmittags suche er sie bei ihren Arbeiten auf, prüfe ihren Fleiß und unterrede sich mit ihnen von dem, welcher der Seelen Freund ist.

Wie ich schon erwähnte, so lag dem Schwartz in seinen letzten Jahren besonders die Erziehung der Jugend am Herzen. Er hoffte, daß durch eine treue Kinderpflege für die Zukunft mehr National-Arbeiter für die Mission gewonnen werden würden. Im Juli 1796 schreibt er, daß er zehn Knaben aus der Schule ausgewählt habe, welche er zu Katecheten und Schullehrern ausbilde. Sie wurden von ihm unterrichtet und im Unterrichten geübt. Damit sie ihre Zeit ganz ihrer Vorbereitung widmen könnten und nicht nöthig hätten, durch ihrer Hände Arbeit das tägliche Brod zu verdienen, so unterstützte er einen Jeden monatlich mit einem Gulden. „Es ist nicht unsere Meinung", sagt Schwartz, „daß ein Jeder dieser Knaben zum Kirchendienst gebraucht werden solle, sondern sie werden vor jetzt unterrichtet, und ihre Fähigkeiten, so wie ihr Wandel geprüft. Die, von denen wir Hoffnung haben, daß sie werden zum Kirchen- oder Schuldienst brauchbar werden, senden wir eine Zeit lang mit den Katecheten in's Land, um diesen einige Hülfe zu leisten." —

Bis in's Jahr 1797 hinein versah der Greis fast ununterbrochen seine Arbeiten. Sonntäglich konnte er noch mehrere Male predigen, in der Woche sein Werk verrichten, auch je und dann einmal zu den Christen im Lande Reisen machen. Im April 1797 war er zum letzten Male in seinem geliebten Tirutschinapalli. Nicht lange vor Vollendung seines siebenzigsten Lebensjahres konnte er noch schreiben: „Noch kann ich die gewöhnliche tägliche Arbeit an Jungen und Alten ohne große Ermüdung verrichten. Da die Arbeit des Unterrichts an Heiden und Christen mir ein rechtes Labsal ist, so preise ich Gott in Demuth, der mich vor Krankheit bewahrt und mir Kraft und Muth verliehen hat, seinen Namen zu verkündigen, den Namen des Gottes, der sein Wort erfüllt und uns einen mächtigen Helfer und Heiland gesandt hat, welcher uns zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gemacht ist! Die arme verblendete Welt mag rühmen, was sie will, ich rühme mich des Herrn, in dem alles Heil zu finden ist." — Als es ihm nachher schwer wurde, auch die kleineren Reisen zu den Brüdern zu machen, beschränkte er seine Besuche auf die beiden christlichen Dörfer, welche um die Missionsgebäude herum sich gebildet hatten.

Ueber sein Vermögen hatte Schwartz schon einige Jahre vor seinem Tode in Gegenwart Kohlhoff's und Jänicke's verfügt. Wie er im Leben die Mission von dem Seinigen reichlich unterstützt hatte, so sollte sie nach seinem Tode in ihm einen Wohlthäter und Beförderer finden. Er hinterließ keine leiblichen Erben; denn er war nie verheirathet. Seinen „Kindern des Trostes" (vgl. S. 89) fiel sein Vermögen als Erbtheil zu. Ich lasse hier sein Testament folgen.

„Im Namen Gottes. — In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du getreuer Gott!

Was ich gesündigt habe, — ich habe aber oft und schwerlich mich an dir versündigt, — das vergib gnädiglich um des Versöhnungsopfers Christi Jesu, meines Herrn, willen, und laß mich Gnade finden. Schenke mir um Christi willen einen seligen Ausgang aus diesem jammervollen, und einen seligen Eingang in jenes freudenvolle Leben. Amen.

Da ich nicht weiß, wie bald mich Gott von hinnen rufen wird, so mache ich diesen meinen letzten Willen in der Gegenwart Gottes mit vollem Bedacht.

Da das Haus im großen Fort, wie auch das im kleinen Fort, so wie auch die Kirche und einige Häuser im Garten außer dem Fort, von dem Gelde, welches mir die Compagnie monatlich gegeben hat, erbaut sind, so sehe ich sie an, wie ich sie stets angesehen habe, nämlich als Missionshäuser.

Alle Meublen und Bücher sollen ebenfalls zum Besten der Mission meinen Nachfolgern übergeben sein. Sie sollen Alles brauchen, so lange es brauchbar ist, Nichts aber davon verkaufen.

Weil ich meinen monatlichen Gehalt von der Compagnie nicht verzehrt, sondern, außer was ich zum Bau einiger Häuser verwendet habe, gesammelt und meinen beiden Bevollmächtigten, nämlich meinem geliebten Bruder Herrn Gericke und meinem Freunde Herrn Breithaupt in Madras, übergeben habe; so sollen solche Summen ebenfalls zum Besten der Mission verwendet werden, doch so, daß mein Nachfolger hier in Tanjour und derjenige Missionarius, welcher in Palamcottah das Wort Gottes zur Bekehrung der Heiden treiben wird, von den jährlichen Zinsen 100 Pfund Sterl. (das ist 50 Pfund ein Jeder) für sich nehmen soll, weil die 50 Pfund, welche ein Jeder von der hochlöbl. Compagnie jährlich empfängt, schwerlich hinreichen. Sollten sie aber von der Compagnie eine monatliche Zulage

bekommen, so haben sie kein Recht, die von mir bestimmten 50 Pfund zugleich zu nehmen. Diese gehören dann in dem Falle zur Missions- oder Armenkasse.

Es ist hierbei mein ernstlicher Wille, daß von den übrigen Zinsen diejenigen Missionarien, welche in Tanjour und Palamcottah sich des Werks Gottes annehmen, sich unter einander damit dienen und helfen mögen, wie sie es nöthig finden. Vielleicht könnte die Tanjour'sche Mission zwei Drittheil, und die in Palamcottah einen Drittheil von den Zinsen zum Gebrauche der Schulen und Kirchen anwenden.

Weil meine Anverwandten von dem, was ich hinterlasse, und der Mission gewidmet habe, Nichts zu fordern haben, so hinterlasse ich ihnen 500 Sternpagoden als ein Zeugniß meiner Liebe, welche die Kinder meiner Geschwister in gleiche Theile unter sich theilen sollen.

Da die zwei goldenen Uhren mir geschenkt worden sind, so sollen sie verkauft, und das Geld an Arme ausgetheilt werden.

Als ein Zeichen meiner Liebe vermache ich dem Joseph, meinem ehemaligen Diener, 30 Sternpagoden.

Da der Garten außer dem Fort der Mission zugehört, so wünsche ich, daß die Gärtner von dem Einkommen, so es möglich ist, mögen gehalten werden. Was übrig bleibt, kann dem Missionario und den Schulkindern ohne weitere Berechnung anheimfallen.

Das Wenige, was ich von Silbergefäßen habe, vermache ich Herrn Kohlhoff zum Zeichen meiner herzlichen Liebe.

Da meinem vorigen Diener Joseph um seines üblen Betragens willen die ihm zugedachten 30 Sternpagoden nicht sollen ausgezahlt werden, so vermache ich sie dem Diener,

welcher mir zur Zeit meines Todes dienen wird, wofern er sich einiger Maaßen wohlverhält.

Christian Friedrich Schwartz."

Eine leichte Erkältung, welche sich Schwartz im Oktober 1797 zugezogen hatte, legte den Grund zu der Krankheit, die mit seinem Tode endigen sollte. Die angewendeten Mittel blieben ohne Erfolg. Die großen Schmerzen, welche der theuere Kranke empfinden mußte, trug er getrost. Wie's der Herr mit ihm mache, damit war er zufrieden. „Ist es der Wille des Herrn, mich zu sich zu nehmen, so geschehe er. Sein Name sei hochgelobt."

Der durch das Alter ohnehin schon geschwächte Körper verlor in der Krankheit die letzten Kräfte. Und doch konnte der müde Pilger nicht ruhen; er wollte für seinen Herrn und Meister bis zum letzten Athemzuge thätig sein. Des Abends ließ er in seiner Wohnung die Schulkinder zusammenkommen. Er sang mit ihnen, er erklärte ihnen einen Abschnitt aus der Schrift, er betete mit ihnen. Es waren geweihete Stunden für die Kinder. Es waren geweihete Stunden für den Greis. Mancher Trost ist ihm da aus dem Munde der Unmündigen in's Herz gesungen worden. Besonders erquickte er sich, wenn ihm die Kinder das schöne Sterbenslied sangen:

Valet will ich Dir geben,
Du arge, falsche Welt!
Dein sündlich böses Leben
Durchaus mir nicht gefällt.
Im Himmel ist gut wohnen,
Hinauf steht mein' Begier!
Da wird Gott ewig lohnen
Dem, der gedient ihm hier.

Des „guten Vaters" Krankheit erregte die Theilnahme der Christen wie der Heiden. Sie ahneten ja wohl, daß seiner Tage auf Erden nur noch wenige sein, daß sie bald

an seinem Grabe als Waisen stehen würden. Die Heiden besuchten oft ihren treuesten Freund auf seinem Krankenlager. Schwartz war dann noch ganz Missionar. Er ermahnte sie dringend, dem Götzendienste den Abschied zu geben und den Frieden durch Jesum Christum zu suchen. Ein Heide erzählte ihm einmal die Neuigkeiten der Stadt. Er kam aber damit bei Schwartz an den unrechten Mann. „Das Auffallendste von Allem ist", erwiderte dieser, „daß ihr so lange schon die Lehren des Christenthums gehört habt und von der Wahrheit derselben überzeugt seid, und euch dennoch weigert, dasselbe anzunehmen und ihm gehorsam zu werden." Einen anderen Heiden bezeugte Schwartz seinen Schmerz darüber, daß er ihn als einen Götzendiener verlassen müsse: „Ich habe euch oft ermahnt und gewarnt, aber ihr habt es bis jetzt nicht geachtet; ihr achtet und ehrt die Creatur mehr als den Schöpfer."

Im November 1797 ließ sich Serfudschi bei seinem väterlichen Freunde zum Besuche anmelden. Schwartz ließ den Prinzen bitten, sogleich zu kommen, denn er wisse nicht, ob er morgen noch am Leben sei. Wahrhaft väterliche Worte sagte der scheidende Greis dem künftigen Radscha: „Es scheint, daß Gott mich zu sich nehmen will. — Ich habe Ihnen bisher viel gesagt und aus gutem Herzen manche Erinnerung gegeben. Ich will jetzt nicht weitläufig sein, sondern Ihnen nur vier Punkte vorlegen, die ich zu befolgen bitte. Wenn Sie zur Regierung kommen, so hüten Sie sich vor allem Pomp, Aufwand und sinnlichen Lüsten, welche das Herz verderben. Gehen Sie in der Demuth einher, welche Gott wohlgefällig ist. Sehen Sie darauf, daß Recht und Gerechtigkeit im Lande gehandhabt werde, und Ihre Unterthanen unter Ihrer Regierung glücklich werden. Zu dem Ende bestellen Sie ein Obergericht, bei welchem Sie wöchentlich einige Male zugegen sind und hören und

lesen, wie das Recht gehandhabt und Ihr Land regiert wird. Wissen Sie, daß ich bisher viel für Sie gethan, und daß ich Nichts dafür erhalten und verlangt habe. Seien Sie aber dessen beim Antritt Ihrer Regierung eingedenk und schützen Sie die Christen in Ihrem Lande; helfen Sie ihnen, schützen Sie sie gegen alle Bedrückungen; fehlen sie, so strafen Sie sie, aber lassen Sie sie bei ihrem Glauben ungestört. Endlich wünsche ich so herzlich, (hier hob er seine Hände gen Himmel), daß der gnädige Gott sich Ihrer erbarmen und Ihr Herz und Sinn zu Christo führen möge, damit ich Sie einst vor seinem Throne als einen wahren Jünger Jesu wiederfinden möge." Serfudschi aber hat diese Stunde nie vergessen, wenngleich er auch nicht Alles thun konnte, was Schwartz ihm empfahl.

Die Nachricht von der Krankheit ihres „Patriarchen" verbreitete sich gar bald zu seinen Mitarbeitern am Missionswerke in Ostindien. Jeder hätte ihn noch gern vor seinem Tode gesehen und gesprochen. *) Pohle kam von Tirut-

*) Wie hoch seine Mitarbeiter den Vater Schwartz schätzten, das magst Du aus einem Briefe der Missionare zu Trankebar vom Dezember 1799 an die Directoren der englischen Missionsgesellschaft zu London ersehen. Es heißt u. A. darin: „Ob wir uns gleich dem, was Gott gethan hat, unterwerfen, so fühlen wir doch, und beklagen noch immer den Verlust unseres lieben verstorbenen Bruders Schwartz, an welchem auch Sie so zärtlichen Antheil genommen haben. — Das Andenken an ihn bleibt unvergeßlich bei uns Allen, die wir so glücklich gewesen sind, durch seine christliche Weisheit, seinen glühenden Eifer und vor allem durch sein fast unübertreffliches Beispiel belehrt, erbaut und geleitet zu werden. — Hiermit vereinigte er Talente, die man nur selten so vereinigt findet. Seine Gespräche waren so unterhaltend und einnehmend, daß nicht nur die Christen dadurch entzückt und erbaut wurden, sondern auch Heiden von verschiedener Denkungsart bewunderten ihn; Viele wurden durch ihn erweckt, und Andere wurden wenigstens von der Wahrheit des Christenthums

schinapalli; Cämmerer von Trankebar; zuletzt auch Gericke von Madras, der dem Freunde die Augen zu-

---

überzeugt und sahen ein, daß ein wahrer Christ wirklich ein höchst glücklicher Mensch ist. Er war immer derselbe in Pallästen und Hütten, unter Vornehmen des höchsten Standes und unter der ärmsten Classe von Menschen. — Ob es gleich unleugbar ist, daß wahre Christen ihre Feinde haben, so können wir doch bei ihm eine Ausnahme machen und versichern, daß er, so viel wir wissen, keinen hatte, wenigstens keinen, der es lange geblieben wäre. Wenn er in einer Gesellschaft, die aus noch so verschiedenen und entgegengesetzten Characteren bestand, zu sprechen anfing, war Jedermann erfreut, ihn anzuhören, da er mit so viel Sanftmuth sprach, und immer von Gegenständen, die der ganzen Gesellschaft interessant waren. Er wußte das Gespräch so geschickt auf religiöse und erbauliche Gegenstände zu leiten, daß ihn Jedermann gern davon hörte. Nie fehlte es ihm an Worten oder wichtigen Materien, nie wurde er durch unerwartete Einwürfe verlegen gemacht: er beantwortete sie mit so viel Gegenwart des Geistes und mit solcher Scharfsinnigkeit und Genauigkeit, daß Jeder dadurch überzeugt oder doch zum Stillschweigen gebracht wurde. Mit diesen Fähigkeiten verband er so viel Demuth, daß er nie solche beschämte, die ihm an Talenten nachstanden; nie ließ er sie sein Uebergewicht fühlen, sondern er erweckte und ermunterte Andere, auch ihre Meinung zu sagen; welches er mit Ruhe erwartete und anhörte, ohne Jemand durch unangenehmes Einreden zu unterbrechen. — Er bekannte Christum vor hohen und niedern Ständen; und nie wissen wir, daß er aus einer Gesellschaft gegangen wäre, ohne dies gethan und einen guten Samen in die Herzen der Menschen ausgesäet zu haben. Er überließ es dann denen, die ihn hörten, was für einen Boden dieser Same in ihren Herzen finden würde. Wir haben Beispiele, daß er früher oder später aufgegangen ist; und es ist erfreulich, wenn man noch oft von Vornehmen und Geringen das wiederholen hört, was er ihnen sagte, und was mehr oder minder Eindruck auf sie gemacht hat. Wenn er Hohen oder Niedrigen sein Mißfallen zu erkennen gab, so geschah es immer mit einem so freundlichen Benehmen, daß Niemand nur im Geringsten dadurch beleidigt werden konnte. Wir könnten von dem, was wir bisher gesagt haben, redende

drücken durfte. Oft schien es, als ob der Herr den geliebten Kranken wieder aufrichten würde; aber wie bald wurden die Hoffnungen der Brüder durch neue Krankheitsfälle vernichtet.

Den Brüdern waren die Tage, die sie bei dem theuren Kranken zubrachten, reich an Schmerz, aber auch reich an Erquickung. Wie der Vater den Kindern, so theilte Schwartz ihnen aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen mit. Es waren ihnen unvergeßliche Tage. Erbaulich ist, was Missionar Cämmerer aus Trankebar über seinen Besuch in Tanjour berichtet hat. Er war in den ersten Tagen des Jahres 1798, in denen Schwartz sich etwas besser fühlte, dahin gegangen. Er erzählt so: „Nachdem Schwartz aufgestanden war, meldete mich der Katechet. Er sagte zu ihm: Warum ist er gekommen? Da geantwortet wurde: Sie noch einmal zu sehen, so sagte er: Mir fehlt ja nichts, ich befinde mich recht wohl. Da ich ihm meine Freude bezeigte, daß Gott ihm so weit geholfen habe, so sagte er lächelnd: Gott ist gut; wenn wir ihn nicht hätten, was wollten wir arme Erdenwürmer anfangen, unser Leben steht in seiner Hand, er kann erhalten und vernichten. Er hat uns bisher so väterlich getragen, bei allen unsern Sünden uns verschont und thut uns unaussprechlich viel Gutes. Nachdem er lange Zeit mit dankvollem Herzen von der Güte Gottes geredet hatte, sagte ich: Sie haben in Ihrer Krankheit wohl viel gelitten? Er antwortete: Ich kann es eben nicht sagen, und ein Sünder muß auch nicht sagen: Ich habe viel gelitten. Er fing bald an, von Gott und Christo, von der Ruhe der Seele und einem guten Gewissen, das alles Leiden versüße, zu reden.

Beweise anführen; davon wir uns aber enthalten müssen, da wir von seinem unvergleichlichen Charakter wohl ein ganzes Werk schreiben könnten, wenn wir Alles weitläufig beschreiben wollten."

Der gute Schwartz beschäftigt sich übrigens mit den Katecheten und Schulkindern, deren Anzahl ungefähr 60 ist. Er katechisirt, unterrichtet und unterredet sich mit ihnen von Gott und seiner Güte in einem solchen Zusammenhange und einer solchen Lebhaftigkeit, daß es Jedem ein wahres Vergnügen ist, ihm zuzuhören. Des Abends ging ich zur Betstunde, wozu alle Katecheten, Schulmeister, Kinder und Christen sich in seinem Zimmer, das sehr geräumig ist, versammeln. — Ich setzte mich neben ihn, und er stimmte das Lied selbst an. Nach Vorlesung eines Kapitels aus dem Matthäus katechisirte er die Kinder in einem so schönen Zusammenhange, sehr erweckend und herzlich, und er redete mit solcher Rührung von dem Glücke in Christo, daß es einem Thränen auspreßte. Hierauf knieete er nieder und betete mit der größten Inbrunst und kindlicher Demuth in einer sehr eleganten malabarischen Sprache, daß ich mich nicht genug wundern konnte. Er dankte Gott für seine Wohlthaten, Schutz und Beistand an dem verlebten Tage. Er empfahl sich, seine Brüder, Christen und Heiden, seiner väterlichen Obhut und Gnade in der bevorstehenden Nacht, so daß aller Herzen erweicht wurden. —

Nach dem Gebete blieb ich noch eine Stunde bei ihm, und er redete mit recht gerührtem Herzen von der Gnade Gottes, nach welcher er ihn gewürdigt habe, ein Missionar zu sein. Dies sei der seligste Dienst, der mit keinem auf der Welt zu vergleichen sei. Freilich, sagte er, kommt manches Kreuz, aber, meine Brüder, das ist uns heilsam, dadurch wird unser Herz mehr zu Gott gezogen, wir werden in der Demuth erhalten, welche das eigensinnige und stolze Herz sobald vergißt. Des Guten ist doch immer mehr, als des Bösen. — Ach, wenn ich bedenke, wie väterlich mich Gott bisher geleitet, aus welcher Noth er mich errettet, mich bei meinen so vielfachen Sünden so geduldig getragen und

noch erhält, so muß ich ausrufen: Gelobt sei sein Name! Glauben Sie, das Glück ist unaussprechlich groß, in Christo Vergebung der Sünden zu haben. — Ach, was hat mein Heiland für mich armen Sünder gethan! Sehn Sie einmal den armen Christen dort, (der an der Thür saß,) wie armselig muß er in der Welt leben! Und ich habe meine Pflege und meinen nöthigen Unterhalt, was habe ich denn für Vorzüge? Ich setze den Fall, daß er 1000 Sünden begangen hat, ich habe 10000 Sünden begangen, und doch trägt mich mein Gott noch. Was habe ich für Recht, einen solchen armen Mann zu verachten?

Wenn ein solcher Mann, der von Jugend auf so unsträflich gelebt hat, und vielen Tausenden zum Segen gewesen ist, sich so anklagt und demüthigt, Gott, was soll ich sagen? Wer kann im eigentlichen Verstande sagen: Er ist der Welt abgestorben, er denkt an weiter nichts und redet von nichts, als vom Himmel, von Gott und Christo. Spricht man von Missionsumständen und anderen äußerlichen Dingen, so antwortet er entweder nicht oder nur kurz. In der Gemüthsfassung kann er immer noch durch Lehren und Ermahnen nützlich sein, aber für das Aeußere der Mission ist er todt. Nur fragt er etwa, ob der Gottesdienst ordentlich gehalten wird.

Alle haben eine solche Liebe und Achtung gegen ihn, daß Alles, was er sagt, einen gesegneten Eindruck auf die Gemüther macht. Da er einige Wochen nach der schweren Krankheit am ersten Weihnachtstage in die Kirche ging, welche in seinem Garten gebaut ist, verbreitete sich in der ganzen Gemeinde eine allgemeine Freude, Alle warfen sich ihm zu Füßen, einer suchte vor dem andern sich ihm zu nahen, um seine Freude über seine Genesung zu beweisen, daß man genöthigt war, für ihn Platz zu machen.

Da man bemerkt hat, daß das Baden, welches er jeder Zeit gewohnt gewesen, ihm nach der Krankheit besonders zuträglich sei, so wird es immer noch unternommen, wobei ihm die Katecheten behülflich sind, die aus Liebe zu ihm und freiwillig abwechselnd des Nachts bei ihm wachen. Viele tausend Seufzer sind während seiner Krankheit für seine Genesung zu Gott aufgestiegen.

Den 9. Januar Abends nahm ich mir vor, von ihm Abschied zu nehmen, damit ich den folgenden Tag mit dem Frühesten abreisen könnte. Er redete wieder mit sehr viel Wärme in Gegenwart mehrerer vornehmen Heiden, die ihm mit Vergnügen zuhörten. Nachdem er geendet hatte, sagte ich: Meine Zeit ist kurz, ich habe noch viele Gemeinden zu besorgen. Ich kam bloß hieher, Sie noch einmal zu sehen. Ich empfehle Sie dem guten Gott und seiner väterlichen Obhut, er stärke und erhalte Sie, und wenn es sein Wille ist, Sie zu sich zu nehmen, so lasse er mich das Glück erleben, einst vor seinem Throne wieder mit Ihnen vereinigt zu werden. — Er drückte mir väterlich die Hand und sagte: Ich will Sie, liebster Bruder, nicht aufhalten, reisen Sie in Gottes Namen, Er sei mit Ihnen. Was mich betrifft, so übergebe ich mich dem guten Gott. Ich lebe dem Herrn und sterbe dem Herrn. Da ich ihn fragte, ob er etwas nach Trankebar zu bestellen habe, sagte er: Grüßen Sie die Brüder herzlich. Der gute Gott sei auch mit ihnen. Wir wissen nicht, wie lange uns Gott noch am Leben erhält, daher lassen Sie uns arbeiten und thun, was wir können. Sehen wir nicht gleich immer den Nutzen, so müssen wir dennoch fortfahren, so lange als uns Gott noch hier läßt. Er stand auf und nahm von mir einen Abschied, der mir Thränen auspreßte, und dessen Erinnerung mir nie aus meiner Seele kommen wird."

Im Januar 1798 erholte sich Schwartz von seiner Krankheit. Es wurde täglich besser mit ihm und es schien,

daß der Herr ihn noch länger der Mission lassen wolle. Allein im Februar kehrte die Krankheit mit größerer Stärke zurück, der er endlich unterlag.

Die letzten Tage des Greises wurden ihm durch den Besuch seines langjährigen Freundes Gericke und durch die Ankunft eines für Tanjour bestimmten Missionars, Holzberg, erheitert. Die Beiden kamen am 2. Februar 1798 in Tanjour an. Sie fanden bei ihrer Ankunft Schwartz anscheinend wohl; aber wenige Tage nachher bekam er einen bedenklich schlimmen Fuß. Der kalte Brand, der ihm drohete, wurde zwar abgewendet; aber es fand sich eine so große Schwäche ein, daß er wie ein Kind gehoben und getragen werden mußte. Gericke blieb bei dem Freunde bis zu seinen letzten Augenblicken. Von seiner Hand geleitet, treten wir an das Sterbebett unsers Schwartz.

„Ich kam," so erzählt Gericke, „von einer kleinen Reise, die ich nach Tirutschinapalli gemacht hatte, den 7. Februar 1798, nach Tanjour zurück und fand, daß Schwartzens Fuß sehr schlimm geworden und voller schwartzer Flecken, die sich immer mehr vermehrten. Der Arzt hatte angefangen, die Fieberrinde zu Umschlägen zu gebrauchen. Da wir alle Stunden das Ende unseres lieben Bruders erwarten mußten, so baten auch die übrigen Mitbrüder, daß ich bei ihnen bleiben und die Last mit ihnen möchte tragen helfen. Es war aber auch für mich eine große Wohlthat, an dem Sterbenden ein ermunterndes Beispiel des Glaubens, der Geduld und der Hoffnung zu sehen. Wenn von geistlichen und himmlischen Dingen geredet wurde, wenn er betete, ermahnte, tröstete oder von der Ruhe und dem Frieden der Seele sprach, welchen er durch die Barmherzigkeit Gottes in Christo genoß, so merkte man nie, daß es ihm an Besinnungskraft fehlte. Oft führte er Sprüche der heiligen Schrift und Verse aus Liedern an,

die sehr passend waren, und immer in der Sprache derer, die er vor sich hatte. Bis am vorigen Freitag Abends sagte er öfters, daß er sich sein Ende noch nicht so nahe dächte, daß es aber unter manchen Schmerzen erfolgen würde. Seitdem aber sagte er etliche Male: Ich werde nun wohl bald zum himmlischen Vater gehen.

Als er einmal gefragt wurde, ob er die Hoffnung habe, daß das Reich Gottes nach seinem Tode in diesem Lande mehr ausgebreitet werden würde, so antwortete er: Ja! aber es wird durch Leiden und Trübsal gehen. Als er ein andermal gefragt wurde, ob er noch etwas wegen der Gemeinde zu sagen habe, so antwortete er: Helfen Sie, daß alle in den Himmel kommen. Zu einer anderen Zeit sagte er: Es ist bei vielen ein guter Anfang des Christenthums; sagt aber Jemand: Es ist noch nichts Vollkommenes da, so mag er erst sich selbst untersuchen. Wenn man über seine Geduld und Zufriedenheit Freude bezeigte, so erwiderte er: Das menschliche Elend ist allgemein und ich leide wirklich sehr wenig; — und wiederholte oft die Worte: Er hilft aus Noth, der treue Gott, und züchtiget mit Maaßen. — Wie würde es sein, wenn er mit uns nach unsern Sünden handeln wollte? Dort aber wird kein Schmerz sein; und das haben wir dem Herrn Jesu zu verdanken.

Gegen seine malabarischen Gehülfen, die ihm treulich beistanden, war er sehr dankbar und sagte manchmal zu uns: Man muß auch um der armen Leute willen, die gewiß thun, was sie können, nicht viel klagen, damit ihnen ihre Dienstleistungen nicht erschwert werden.

Den 10. des Morgens wurde seine Zunge ganz trocken, rauh und schwärzlich, und es stellten sich starke Bewegungen des Unterleibes und ein schwerer Odem ein. Wir thaten auf sein Verlangen ein Gebet und dachten, es würde dies das letzte sein; gegen Abend bekam er wieder Erleichterung,

und das Fieber hatte sehr nachgelassen. Den folgenden Tag früh kam Samuel, der Arzt, — der aber Nichts mit dem Patienten als Arzt zu thun hatte, sondern nur bloß beim Heben und bei den Umschlägen half, und der gestern mir den nahen Tod ankündigte, und sagte: Der Herr hat ein Wunder gethan; die Anzeigen, die gestern den nahen Tod erwarten ließen, sind vergangen. Der englische Arzt sagte auch, da er den Fuß betrachtete, er erstaune über die unerwartete Besserung, und setzte hinzu, daß er jetzt nicht mehr befürchte, daß der Kranke an einer äußeren Mortifikation sterben würde, obgleich an ein Aufkommen nicht zu denken wäre.

Den 12. wollte ich des Nachmittags abreisen, der Patient beurlaubte mich auch und sagte: Sie wollen denn also heute abreisen. — Grüßen Sie alle Brüder und sagen Sie ihnen, sie möchten alle immer auf die Hauptsache sehen. Ich werde nun wohl zum Herrn Jesus gehen; wenn er mich annimmt, mir meine Sünden vergibt, und nicht mit mir ins Gericht geht, sondern nach seiner Barmherzigkeit mit mir handelt, so geschieht mir wohl, und ich will ihn loben. Er könnte uns auch um unserer Werke willen verstoßen, weil ihnen Allen die Sünde anhanget. — Er lobte Gott, daß er ihn in der Gesellschaft treuer Brüder aus der Welt gehen ließe, und daß er es so gefügt habe, daß ich auch hätte in seiner großen Schwachheit zu ihm kommen müssen, um ihm Jesus als den einigen Heiland, als die Auferstehung und das Leben anzupreisen. — Nun, setzte er hinzu, thun Sie noch ein Gebet. Ich knieete mit Kohlhoff, der unterdeß hereingekommen war, nieder, und richtete mein Gebet ein nach dem Inhalt des Liedes: Allein zu dir, Herr Jesu Christ.

Nachdem er um den schlimmen Fuß neue Umschläge bekommen, und wir ihn gelabt und in eine andere Kammer

gebracht hatten, (welche Veränderung wir täglich einmal vornahmen, weil durch die Umschläge und das Kohlenfeuer, das dabei gebraucht wurde, und durch die vielen dabei nöthigen Menschen die Luft in der gegen den Wind zugemachten Kammer sehr verdorben wurde,) so sahen wir erst, wie groß seine Schwachheit war, und es schien sich mit ihm noch mehr zu Ende zu neigen, als am vorigen Sonnabend. Ich wurde daher auch wieder aufgehalten. Nachmittags hatte er viel mit Hrn. Jänicke gesprochen. Am Abend kam ich mit dem Arzte zu ihm, da er letztern auch recht gut kannte und zu ihm sagte: Lasset uns Alle dahin sehen, daß Keiner dahinten bleibe! Er bezeigte seine Dankbarkeit für die Bemühung des Arztes und für den Beistand seiner Brüder und der malabarischen Gehülfen. — Diese Letztern thaten Alles, was sie konnten, mit der größten Bereitwilligkeit, die Liebe zu ihrem Lehrer und Vater machte ihnen Alles leicht, und jedes lehrreiche Wort, daß er ihnen sagte, faßten sie mit der größten Begierde auf und waren gern um ihn. Der Arzt war sehr gerührt und sagte mir beim Weggehen, er hoffe, ich würde jetzt den Kranken nicht verlassen und abreisen, da er so schwach sei.

An diesem Abend litt er mehr, als zuvor: denn das Heben und Bewegen, welches wegen der Umschläge, die oft wiederholt werden mußten, nöthig war, selbst das Sitzen und Liegen auf dem Bette wurde ihm äußerst beschwerlich. Aber seine Geduld und Zufriedenheit nahm nicht ab, man hörte keine Klagen, nur sein Seufzen zeigte, was er litt. Ich sagte unter Anderm: Gott gebe, daß wir einmal in solchem Frieden und in solcher seligen Fassung, als Ihnen zu unserm Troste und zu unserer Freude zu Theil wird, mögen unser Ende in unserer letzten Noth abwarten können! Und, setzte er hinzu, das möge überschwenglich geschehen!

Unsere Herzen bewegten sich bei der Liebe und dem Nachdrucke, womit er diesen Wunsch hinzusetzte.

In der Nacht auf den 13. hatte er doch in den Zwischenzeiten, da ihm konnte Ruhe gelassen werden, einigen Schlaf gehabt, und den darauf folgenden Vormittag wurde er wie von einer Schlafsucht befallen, und der Puls war sehr schwach. Wenn er wachte, sprach er zwar, aber man konnte nur einzelne Worte verstehen, doch schien er Alles zu vernehmen, was man ihm sagte. Wir dachten, er würde so hinüberschlummern; aber um Mittag wurde er wieder munterer. Wir sangen das Lied: Christus, der ist mein Leben, und er fing an mitzusingen, sprach sehr demüthig von sich und herrlich von seinem Erlöser und wünschte, aufgelöst und bei Christo zu sein. Hätte es ihm gefallen, sagte er, mich länger zu erhalten, so wäre mir es lieb gewesen; ich hätte dann den Kranken und Armen noch ein Wort sagen können; aber sein Wille geschehe! Er nehme mich nur in Gnaden an! In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du getreuer Gott! Hernach sangen die malabarischen Gehülfen die letzten Verse aus dem Liede: O Haupt voll Blut und Wunden. Er stimmte öfters mit ein. — Er ruhete ein wenig; hernach wollte er aufgehoben sein, und unerwartet öffnete er seinen Mund, aus dem so viel Lehre und Trost und so viel herzliches Gebet bis in's 72. Jahr seines Lebens geflossen ist, und verschied in den Armen der hiesigen treuen und herzlich dankbaren malabarischen Mitarbeiter, nach 4 Uhr. Sehr beweglich war das Weinen und Schluchzen der Leute in den beiden christlichen Dörfern, die zu beiden Seiten des Gartens liegen, welches man die ganze Nacht hindurch hörte. Der Schmerz darüber, daß der Lehrer, der Tröster, der Erzieher, der Wohlthäter, der Rathgeber, der Fürsprecher nicht mehr ist, war allgemein. Nicht nur wir, die

Gemeinde, die Schulen und die Mission, sondern das ganze Land hat einen Vater verloren. Wer ihn nur gekannt, der weinte.

Am folgenden Tage, des Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr, senkten wir seinen Leichnam in's Grab, das wir ihm in der Kirche im Garten gemacht hatten. Serfudschi, der tanjoursche Prinz, dessen Vormund er war, kam ihn zu sehen, ehe der Sarg zugemacht wurde, benetzte ihn mit seinen Thränen und begleitete ihn zum Grabe.*) — Die malabarischen Gehülfen wollten die Leiche tragen, da aber gestern schon Europäer dazu bestellt waren, so ließen wir's dabei. — Wir wollten auf dem Wege singen, aber das Wehklagen der Leute ließ es nicht zu. In der Kirche wurde vor und nach der Einsenkung gesungen, und als die Engländer weggegangen waren, stimmten auch die Malabaren ein Lied an, und erwarteten von mir eine Ansprache; aber ich konnte kaum einige Worte sprechen, und ich mußte mich stark machen, um nur die Gebete ablesen zu können. Des Seligen Diener stand neben mir und sagte als Einer, der in Ohnmacht sinken will: Nun ist unser Verlangen dahin! Dies ging mir durchs Herz: denn das ist nicht die Sprache Eines, sondern Vieler, Alter und Junger, Vornehmer und Geringer, in der Nähe und in der Ferne, unter Christen und Heiden.

---

*) Serfudschi ehrte als Radscha das Andenken seines Wohlthäters und Freundes durch ein marmornes Denkmal, welches er im Jahre 1801 in der Kirche, Schwartzens Kanzel gegenüber, ihm errichten ließ. In halberhabener Arbeit stellt es die Sterbensscene des greisen Missionars dar. Hinter dem Bette steht Gericke; um dasselbe her zwei Nationalgehülfen und drei Schulkinder; zur Seite Serfudschi, seine Hand fassend und den Segen des Sterbenden empfangend. — In seinem Palaste ließ der Radscha das Bildniß Schwartzens unter die Bildnisse seiner Vorfahren hängen. (Vgl. Cl. Buchanan a. a. O. S. 58. 59.)

Nachdem ich mich umgekleidet hatte, ging ich zu dem Prinzen, der sich schon in der Nähe aufhielt und suchte ihn zu trösten. Auch der Hauptdiener der Wittwe des vorigen Königs bat mich, zu ihr zu kommen und sie zu trösten; sie wohnt aber zu weit von hier. Am folgenden Morgen gingen wir Alle zu dem Arzte und dankten ihm für seine Liebe gegen den Seligen, die er in der letzten Krankheit bewiesen hatte. Ich sah auch die zurückgelassenen Papiere durch, da ich das Testament ausführen soll, und fand, daß die Mission in Tanjour und alle Armen und Anstalten, die davon abhangen, des Seligen Erben sind. Nachmittags sprach ich eine Stunde lang mit den Gehülfen und betete mit ihnen. Am Abende versammelte sich die Malabarische Gemeinde in der Kirche und wünschte einen Vortrag von mir zu hören. Ich nahm die Worte des sterbenden Jacob: Ich sterbe, und Gott wird mit euch sein. Ich führte dabei Manches an, was der Selige von der Gemeinde und seiner Hoffnung, daß das Reich Christi hier kommen werde, geäußert hatte. Ich suchte sie zur Beweisung eines solchen Sinnes zu erwecken, als der Selige hatte, dessen Grab wir hier vor uns sahen.

Am folgenden Tage betete ich noch mit den Brüdern und reisete ab."

Lieber Leser, ich setze Nichts weiter hinzu. Von dem Grabe solcher Diener des Herrn, wie Schwartz war, dürfen wir getrost dem lebenden Geschlechte zurufen:

Welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach!

Hebr. 13, 7.

Schlaf, Simeon! fahr' Diener Gottes, hin
Zu Deines Herren Ruh'!
Du darfst hinweg aus Noth und Jammer fliehn,
Und eilst dem Himmel zu.
Dein Geist ist seiner Wallfahrt müde
Nun ist bereit der süße Friede.
Schlaf, Simeon!

Schlaf, Simeon! Genug gewacht allhier
In Lebensmüh' und Fleiß!
Es ist vollbracht, der Himmel rufet Dir
Zum schönen Siegerpreis;
Dort, wo die Lebensbäume stehen,
Soll nun dein Geist mit Freuden gehen.
Schlaf, Simeon!

Schlaf, Simeon! Du hast der Völker Licht
Im Glauben hier erblickt;
Du hieltest ihn beständig im Gesicht
Und an das Herz gedrückt.
Der hier dein Heiland ist gewesen,
Läßt deine Seel' auch dort genesen.
Schlaf, Simeon!

Schlaf, Simeon! Dein Jesus drücket dir
Die Augen selber zu.
Welch' süßer Ton schallt von dem Himmel hier:
Geh' ein zu meiner Ruh'!
Geh', frommer Knecht aus allen Leiden.
Geh' ein zu deines Herren Freuden!
Schlaf, Simeon!

Schlaf, Simeon! Schlaf, treuer Vater, wohl
In deiner Erdengruft,
Bis Gottes Sohn, wenn Alles wachen soll,
Dir und den Deinen ruft.
Er weckt einst alle deine Schafe,
So sanft, wie dich, vom langen Schlafe!
Schlaf, Simeon!